A 125-60

RHEINISCHE VIERTELJAHRSBLÄTTER

JAHRGANG 60 1996

HERAUSGEBER:

H. L. COX · W. JANSSEN

TH. KLEIN · M. NIKOLAY-PANTER

21.
60
1996

SCHRIFTLEITUNG: M. NIKOLAY-PANTER

MITTEILUNGEN

DES INSTITUTS FÜR GESCHICHTLICHE LANDESKUNDE

DER RHEINLANDE DER UNIVERSITÄT BONN

BOUVIER VERLAG · BONN

96/1591

HERIBERT, KANZLER OTTOS III. UND ERZBISCHOF VON KÖLN

Von Heribert Müller

Es widerspricht gutem Brauch, einen Beitrag, der zur Veröffentlichung in einer wissenschaftlichen Zeitschrift bestimmt ist, mit persönlichen Anmerkungen zu versehen, schlimmer noch: sie gleich an den Anfang zu setzen. Und wenn dieser Beitrag dann noch unter genau derselben Überschrift firmiert wie bereits eine frühere Publikation des Autors, ist das Maß voll. All das geschieht hier. Und bedarf darum kurzer Begründung: In der Tat erschien unter obigem Titel vor zwanzig Jahren die Kölner Dissertation des Verfassers[1], vorausgegangen war ihr 1976 eine Spezialstudie in dieser Zeitschrift[2]. In den folgenden Jahren boten Beiträge zu Sammelwerken und Fachlexika noch einige Male Gelegenheit, am Band zwischen Autor und dessen Namenspatron wissenschaftlich weiterzuknüpfen[3]. Ein Ortswechsel Ende der achtziger Jahre und vor allem neue Arbeitsgebiete schienen aber einen Schlußstrich unter das Kapitel „Heribert über Heribert" zu setzen, bis dann nach der Rückkehr an die Kölner Universität Ende 1994 neue Anfragen zu Altem kamen. . . Doch dazu Altes einfach zu wiederholen, schien unangebracht. So hieß es, die eigene Arbeit kritischer Durchsicht zu unterziehen, also Irrtümer zu korrigieren, andere Akzente zu setzen und besonders der in der Zwischenzeit publizierten Fülle neuer Einsichten in die Ottonenzeit Rechnung zu tragen. Diese resultierten nicht aus Quellenfunden, die für die quellenarme Epoche ohnehin kaum zu erwarten stehen, sondern aus neuen, originellen und unorthodoxen Fragen an die bekannten Zeugnisse, was auf der Einbeziehung solcher Disziplinen wie etwa der historischen Anthropologie oder der Ethnologie in die Mediaevistik beruht – als exemplarisch hat hier wegen seiner heraus-

---

[1] Bd. 33 der „Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins". Folgende Besprechungen sind mir bekannt: Wolfgang Löhr, in: AHVN 180 (1978), S. 174 f.; R(udolf) S(chieffer), in: DA 35 (1979), S. 290 f.; Joachim Ehlers, in: HJLG 29 (1979), S. 349 f.; Eduard Hlawitschka, in: AKG 61 (1979), S. 470 ff.; Walter Mohr, in: RHE 54 (1979), S. 448 f.; Hubert Silvestre, in: Scriptorium 34 (1980), S. 332–336; Dieter Lück, in: HZ 232 (1981), S. 144 f.; Friedrich Lotter, in: BDLG 117 (1981), S. 682 ff.; H. Fros, in: AnBoll 99 (1981), S. 193; Franz-Reiner Erkens, in: RhVjbll 46 (1982), S. 326 ff.; Toni Diederich, in: HJb 102 (1982), S. 226 ff.

[2] Zur Kanonisationsbulle für Erzbischof Heribert von Köln, in: RhVjbll. 40 (1976), S. 46–71.

[3] Zur Familie des Erzbischofs Heribert von Köln, in: JbKGV 50 (1979), S. 1–10; Heribert von Köln (um 970–1021), in: Rhein. Lebensbilder, Bd. 8, Köln 1980, S. 7–20; Deutz (Kloster und Stadt), in: LMA III (1986), Sp 919 f.; Heribert, Ebf. v. Köln, in : LMA IV (1989), Sp. 2155 f.; Die Kölner Erzbischöfe von Bruno I. bis Hermann II., in: Kaiserin Theophanu. Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends, hrsg. v. Anton von Euw/Peter Schreiner, Bd. 1, Köln 1991, S. 15–32 (zu Heribert: S. 25–28); Die *Vita sancti Heriberti* des Lantbert von Lüttich, in: ebd., S. 47–58; Heribert, in: LThK IV (^{3}1995), Sp. 1938f. – Es sei in diesem Zusammenhang auch hingewiesen auf den recht ausführlichen Artikel von Jacques Pycke, St-Héribert de Cologne, in: DHGE XXIII (1990), Sp. 1440–1443.

ragenden inhaltlichen, methodischen und darstellerischen Qualitäten das Werk von Johannes Fried über die Ursprünge Deutschlands zu gelten[4]. Zudem wollte eine große Zahl „traditioneller" Beiträge und Spezialstudien für solche „Revalorisation" des eigenen wissenschaftlichen Erstlings berücksichtigt sein, ohne daß aber am Ende eine allenfalls Fachleute interessierende (und unlesbare) Liste von Ergänzungen und Korrekturen stehen sollte.

Denn die Überarbeitung ging in Vorträge ein, die vor einem historisch interessierten Laienpublikum gehalten wurden. Und da auch ein Teil der Leserschaft dieser Zeitschrift zu solchem Kreis gehört, wurde die dafür gewählte Form beibehalten, d.h. eine erzählende Darstellung, die um der Geschlossenheit und Abrundung wie der Hör- und Lesbarkeit willen zwangsläufig manches in den früheren Veröffentlichungen schon zur Sprache Gekommene wiederholend aufgreifen und ausbreiten muß. Alles war ja auch nicht falsch, manches blieb nur in Nuancen zu ändern (hier wiederum sind vornehmlich die Fachleute angesprochen), etliches jedoch wollte korrigiert, umgeschrieben und ergänzt sein. Kurzum: „Addenda et Corrigenda" und „haute vulgarisation" zugleich – skeptische oder gar entsetzte Zunftgenossen mögen aus besagten Nuancierungen wie aus

---

[4] Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024 (Propyläen Geschichte Deutschlands 1), Berlin 1994. Den Anwürfen von Gerd Althoff, Von Fakten zu Motiven. Johannes Frieds Beschreibung der Ursprünge Deutschlands, in: HZ 260 (1995), S. 107–117, ist Fried ebd., S. 118–130, souverän entgegengetreten. Das Echo in der Forschung auf Werk und Kontroverse ist denn auch eindeutig; s. etwa Hanna Vollrath, Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung, in: ZfG 43 (1995), S. 451–459; Michael Borgolte, Eine Anthropologie der Anfänge Deutschlands, in: GGA 247 (1995), S. 88–102; man vgl. auch Jacques Le Goff in der FAZ vom 28.IX.1994. Ähnliche Qualitäten besitzt das Handbuch desselben Autors: Die Formierung Europas 840–1046 (Oldenbourg Grundriß der Geschichte 6), München [2]1993. Verwandte Ansätze verfolgt ein Werk, das erstmals 1984 erschien und seit 1992 auch als Taschenbuch vorliegt: Heinrich Fichtenau, Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts. Studien über Denkart und Existenz im einstigen Karolingerreich (dtv 4577). Zur „geradezu rasanten Neudeutung" des 10. Jhs. in der jüngsten Forschung treffend Bernd Schneidmüller, Reich-Volk-Nation. Die Entstehung des deutschen Reiches und der deutschen Nation im Mittelalter, in: Mittelalterliche nationes – neuzeitliche Nationen. Probleme der Nationenbildung in Europa, hrsg. v. Almut Bues/Rex Rexheuser, Wiesbaden 1995, S. 74 f. An neuerer, für den allgemeinen Hintergrund wichtiger Literatur seien noch genannt Helmut Beumann, Die Ottonen (Urban Tb 384), Stuttgart u.a. [3]1994; Il secolo di ferro. Mito e realtà del secolo X (2 Bde.) = Settimane di studio 38 (1991). Zur Kirchengeschichte liegt der 4. Band der Reihe „Histoire du christianisme" inzwischen – überarbeitet – in deutscher Übersetzung vor: Die Geschichte des Christentums. Religion-Politik-Kultur. IV: Bischöfe, Mönche und Kaiser (642–1054), hrsg. v. Gilbert Dagron/Pierre Riché/André Vauchez, dt. Ausgabe bearb. u. hrsg. v. Egon Boshof, Freiburg i. Bg. u.a. 1994. Des weiteren: Gerd Tellenbach, Die westliche Kirche vom 10. bis zum frühen 12. Jahrhundert (Die Kirche in ihrer Geschichte II F 1), Göttingen 1981.

der einen oder anderen Angabe in den Fußnoten[5] Nutzen ziehen und im übrigen die Gründe bedenken, warum der französische Begriff bei unseren Nachbarn wohl einen durchweg positiven Sinn hat.

1990 beteiligte sich der in Deutz ansässige Landschaftsverband Rheinland am Figurenprogramm für das Kölner Rathaus mit einer Heribertsstatue. 1993 kehrte der Schrein des Heiligen nach vierjähriger Restaurierung in der Dombauhütte an seinen Platz in der Deutzer Pfarrkirche St. Heribert zurück. 1994 stellte das Erzbistum der griechisch-orthodoxen Gemeinde in Köln für deren Gottesdienste Alt-St. Heribert, die renovierte Kirche der ehemaligen Benediktinerabtei Deutz, zur Verfügung: Drei Nachrichten aus den letzten Jahren, bei denen der Name des Kölner Erzbischofs in Zusammenhang mit Deutz begegnet. Und in der Tat, wenn Heribert – zwar etwas im Schatten seines großen Vorgängers Brun und seiner Nachfolger Anno, Rainald von Dassel oder Engelbert von Berg stehend – bis heute zumindest in Köln und im Rheinland nicht in Vergessenheit geriet, dann vor allem wegen seiner Klostergründung rechts des Rheins. Mit Deutz beginnt und endet auch dieser Versuch eines Lebensbildes. Dazwischen liegt der Versuch, über die Person Heriberts eine Zeit und Welt zu erfassen – denn schon diese Gründung weist über lokale und regionale Bezüge in, modern gesprochen, internationale Dimensionen.

Indes bewußt und gleich zweimal war einschränkend von „Versuch" die Rede. „Es gibt keine Geschichte als die des Menschen" (Lucien Febvre). In der Tat, nur das Problem sind hier die

I. Quellen

Bekanntlich gehört die Ottonenzeit – es wurde einleitend erwähnt – zu den quellenarmen Epochen des Mittelalters. Doch überdies verfolgt das wichtigste Zeugnis speziell zu Heriberts Leben Absichten, die sich keineswegs mit den Interessen und Fragen heutiger Historiker decken: Jene *Vita sancti Heriberti*, die Lantbert, ein aus Lüttich stammender Mönch und wohl Scholaster (Schulleiter) des Klosters Deutz, um 1050 verfaßte, wollte nämlich vor allem dessen Gründer als Gott wohlgefälligen Diener feiern, die tugendhafte Lebensführung als exemplarisch herausstellen wie über und durch Heribert alte monastische Spiritualität

[5] Die seit 1990 erschienenen Publikationen finden sich in den Anmerkungen aufgeführt; für sämtliche Quellenbelege und Literatur bis 1976 verweise ich auf meine Dissertation (Ergänzungen in der Besprechung von Silvestre [wie Anm. 1]). Veröffentlichungen der Jahre 1977 bis 1989 wurden teilweise in den in Anm. 3 genannten Studien berücksichtigt, sind andernfalls hier in Auswahl vermerkt. Denn es geht wohlgemerkt um eine Auswahl besonders wichtiger Titel, nicht um Vollständigkeit erstrebende bibliographische Nachträge.

und neues Priesterideal[6] der eigenen, vorgregorianischen Epoche zur Erbauung und Nachahmung empfehlen. Es geht also keineswegs um eine Individualität und öffentliche Bedeutung einer Persönlichkeit ausleuchtende Biographie im heutigen Sinne, wie überhaupt die mittelalterlichen Viten uns Heutigen eher von Schemen denn Menschen zu berichten scheinen. Es interessiert nicht, wie Heribert im „wirklichen", so doch nur vergänglichen Dasein war; das Geschöpf erscheint weniger im Bezug zu seinen Mitgeschöpfen als zum Schöpfer – solche Norm und deren Erfüllung sind das Leitthema.

Die Bezeichnung der einzelnen Kapitel der Vita in der Deutzer Leithandschrift (heute London, British Library, Add. 26788 – wohl der Archetyp[7]) als *Lectiones* deutet darauf hin, daß deren Leser und Hörer vornehmlich im Kloster selbst saßen. Des weiteren mochte das rund drei Jahrzehnte nach Heriberts Tod verfaßte und teilweise auf mündlichen Traditionen beruhende Werk – damit ein Zeugnis für „Funktion und Wandlungsdynamik erinnerter Vergangenheit und oraler Erzählung"[8] – als Propagandaschrift auch außerhalb Hoffnung und Neugier wecken, Pilgerscharen an das Grab des Gründers nach Deutz ziehen und so zum Wohlergehen und Ruhm der Abtei beitragen, auf die es im übrigen immer wieder Bezug nimmt. Seine Entstehung und Intention läßt sich mithin kaum, wie vor einiger Zeit versucht wurde, aus dem Deutzer Zusammenhang herauslösen und stattdessen mit dem Besuch Leos IX. 1049 in Köln in Verbindung bringen, bei dem Erzbischof Hermann II. als eigentlicher Auftraggeber der Vita den Papst angeblich mit ihrer Hilfe zur Durchsetzung Kölner Primatsansprüche gegen Mainz und Trier bewegen wollte[9]. Auch dürfte umgekehrt eine Einwirkung des großen

---

[6] Letzteres betont sehr stark Odilo Engels, Der Reichsbischof (10. und 11. Jahrhundert), in: Der Bischof in seiner Zeit. Bischofstypus und Bischofsideal im Spiegel der Kölner Kirche. Fschr. Joseph Kardinal Höffner, hrsg. v. Peter Berglar/O.E., Köln 1986, S. 52, 59 f., 63; ders., Der Reichsbischof in ottonischer und frühsalischer Zeit, in: Beiträge zur Geschichte und Struktur der mittelalterlichen Germania Sacra, hrsg. v. Irene Crusius, Göttingen 1989, S. 161, 172, 175; ders., Das Reich der Salier – Entwicklungslinien, in: Die Salier und das Reich, Bd. 3, hrsg. von Stefan Weinfurter unter Mitarbeit von Hubertus Seibert, Sigmaringen 1991, S. 521, 532. Dazu Müller, *Vita* (wie Anm. 3), S. 47, 56, 58.

[7] Hartmut Hoffmann, Mönchskönig und *rex idiota*. Studien zur Kirchenpolitik Heinrichs II. und Konrads II. (Monumenta Germaniae Historica. Studien und Texte 8), Hannover 1993, S. 186–199.

[8] Zur Bedeutung dieses in der Forschung intensiv diskutierten Themas für unser Bild vom Frühmittelalter allgemein und speziell vom ottonischen 10. Jahrhundert – exemplifiziert am Beginn des Königtums von Heinrich I. – jetzt Johannes Fried, Die Königserhebung Heinrichs I. Erinnerung, Mündlichkeit und Traditionsbildung im 10. Jahrhundert, in: Mittelalterforschung nach der Wende 1989, hrsg. von Michael Borgolte (HZ, Beih. N.F. 20), München 1995, S. 267–318 (Zitat: S. 305); vgl. ders., in: GWU 44 (1993), S. 493–503.

[9] Stephanie Coué, Acht Bischofsviten aus der Salierzeit – neu interpretiert, in: Die Salier und das Reich (wie Anm. 6: Engels), Bd. 3, S. 373–380; vgl. Müller, *Vita* (wie Anm. 3), S. 47, 52–56.

Privilegs Leos IX. für die Kölner Kirche auf das Prooemium der Vita nicht sehr wahrscheinlich sein[10].

Mit ihrer Thematik und ihren Absichten bewegen sich die Vita wie die wenig später von Lantbert auf Wunsch seiner Mitbrüder zusammengestellten *Miracula* – Berichte von Heriberts Wundern vor allem an seinem Grab – ganz in den traditionellen Bahnen des literarischen Genre. Lediglich stilistisch-formal ist eine persönliche Handschrift des Autors bzw. dessen Formung durch die „Lütticher Schule" der Zeit zu erkennen: Mit seiner artifiziellen Reimprosa traf Lantbert offensichtlich den damaligen literarischen Geschmack, während sie uns Heutigen gewollt und geschraubt anmutet. Einfache Sachverhalte scheinen durch manieristisches Wortgeklingel verdunkelt, die Vita muß als Exerzierfeld für rhetorische und poetologische Artistik herhalten. Hier verteilt kein Oberlehrer des 20. Jahrhunderts schlechte Noten, sondern bereits wenige Jahrzehnte später war man gerade aus diesem Grund mit Lantberts Arbeit unzufrieden: Abt Markward ging den 1119/20 in Siegburg und Deutz weilenden Mönch Rupert – er sollte später seine Nachfolge antreten und zu den großen Theologen des 12. Jahrhunderts zählen – um eine stilistische Überarbeitung an, wie aus deren Vorwort hervorgeht. Der aus Lüttich stammende Rupert entfernte mit Erfolg Lütticher Manierismen; Heriberts Leben diente ihm obendrein als Zeugnis seiner christozentrischen Geschichtsauffassung, und es erhielt bis in zahlensymbolische Bezüge hinein theologische Vertiefung[11] – allein der Historiker findet auch hier wenig Antworten auf seine Fragen.

Die muß er sich oft mühsam genug, was die Reichsgeschichte anlangt, aus den nicht gerade zahlreichen Annalen und Chroniken sowie den Kaiser- und Königsdiplomen der Zeit, für den Kölner Pontifikat aus Heriberts eigenen – teilweise aber verfälschten – Urkunden und sonstigen Deutzer Quellen wie etwa einem heute verschollenen, doch durch Teileditionen bzw. eine Teilabschrift des 19. Jahrhunderts bekannten Codex holen, den ein Küster der Abtei namens Dietrich kurz vor 1168 im Zuge umfangreicher Restitutionsbemühungen des Klosters an-

---

[10] Das erwägt Klaus Gereon Beuckers, Die Ezzonen und ihre Stiftungen. Eine Untersuchung zur Stiftungstätigkeit im 11. Jahrhundert (Kunstgeschichte 42), Münster-Hamburg 1993, S. 213 f. – Zu dieser Arbeit generell recht kritisch Odilo Engels, in: RhVjbll 59 (1995), S. 357 f.

[11] Hubert Silvestre, Premières touches pour un portrait de Rupert de Liège, ou de Deutz, in: Clio et son regard. Mélanges ... offerts à Jacques Stiennon ..., éd. Rita Lejeune/Joseph Deckers, Lüttich 1982, S. 579–596; ders., Rupert von Deutz, in: Rhein. Lebensbilder, Bd. 11, Köln 1988, S. 7–35; John H. van Engen, Rupert of Deutz (Publ. of the UCLA. Section for Medieval and Renaissance Studies 18), Berkeley u.a. 1983, S. 221–261 (zur Deutzer Zeit); Maria Lodovica Arduini, Rupert von Deutz (1076–1129) und der *Status christianitatis* seiner Zeit. Symbolisch-prophetische Deutung der Geschichte (Beih. zum AKG 25), Köln-Wien 1987, bes. S. 204–244 (Das Problem der Armut in der *Vita s. Heriberti*); vgl. StMed 20 [1979], S. 87–138) – „Statistische" Angaben zur Vita liefert der Index Scriptorum Operumque Latino-Belgicorum. Nouveau répertoire des oeuvres médiolatines belges, publ. sous la dir. de L. Genicot/P. Tombeur, III/1, Brüssel 1977, S. 82 f.

legte (*Codex Theoderici*) und der als wichtigstes Zeugnis für dessen Frühgeschichte zu gelten hat[12].

So verwundert kaum, daß Heribert in der Literatur zwar immer wieder Erwähnung fand, sein Leben indes nicht gerade zu den bevorzugten Themen der allgemeinen wie der kölnischen Geschichtsschreibung gehörte bzw. manche Schrift (wie die des Pfarrers Joseph Kleinermanns um die Jahrhundertwende) eher einen in mittelalterlicher Vitentradition stehenden erbaulichen Traktat denn ein historisches Portrait darstellt. Doch sollten an dieser Stelle die Verdienste eines heute weitgehend vergessenen Gelehrten aus dem 17. Jahrhundert um die Kölner Historiographie im allgemeinen und um Heribert im besonderen hervorgehoben werden: des Johann Gelenius, Stiftsdechanten an St. Aposteln, der mit seinem Bruder Aegidius alles ihm zur Geschichte des Kölner Erzstifts Erreichbare in 30 Bänden zusammentrug – diese *Farragines Gelenii* befinden sich heute im Kölner Stadtarchiv – und dabei einen ganzen Band seiner kommentierenden Kompilation ausschließlich Heribert widmete, den er als Gründer seines Stifts ansah und verehrte[13].

II. Herkunft

Auch bei anderen Autoren schon des Humanismus und Barock – der Bogen spannt sich von dem gelehrten Benediktiner Johannes Trithemius bis zu dem Vikar am Kölner Andreasstift Bartholomaeus Joseph Blasius Alfter (sein Oeuvre harrt weitgehend noch der Entdeckung) – begegnet der Name des Kölner Erzbischofs. Aber bereits bei der ersten Frage biographischen Bemühens, der nach Heriberts Herkunft, sucht man vergeblich nach einer überzeugenden und übereinstimmenden Antwort; vielleicht wird sie sich auch nie mehr geben lassen. *Clarissima Wormacensium progenie mundo editus* schreibt Lantbert, und so hat man schon früh in Heribert den Stammvater des Geschlechts der Wormser Kämmerer sehen wollen, denen als Kämmerer gen. von Dalberg noch eine glanzvolle Zukunft in der Geschichte des frühneuzeitlichen Reichs beschieden sein sollte. Denn Emicho, Heriberts Nachfolger als Propst der Wormser Domkirche, ist 1016 als *praepositus et camerarius* belegt [Hervorhebung durch Verf.], und eben

---

[12] Die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts fortgesetzte Abtschronik im Codex wurde übersetzt von Wilhelm Becker, in: Rechtsrhein. Köln 5 (1979), S. 1–42; ebd. S. 1 ff. weitere Angaben zur Handschrift. – Nicht einsehen konnte ich eine Arbeit von Monika Sinderhauf, Die Geschichte der Abtei Deutz im Spiegel des *Codex Theoderici* (Diss. Münster 1995), deren Publikation für 1996 in den „Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins" vorgesehen ist. Speziell zum Deutzer Nekrolog: Handschriftencensus Rheinland, hrsg. v. Günter Gattermann, bearb. v. Heinz Finger (Schriften der Univ.- u. Landesbibl. Düsseldorf 18), Bd. 2, Wiesbaden 1993, n. 1568.

[13] Diese Hervorhebung wie die im Text folgende von Bartholomaeus Joseph Blasius Alfter erfolgt in der Absicht, auf die Bedeutung ihrer Werke für die Geschichte der Kölner Geschichtsschreibung wie für die Vorstellungen von kölnischer Vergangenheit im 17./18. Jahrhundert und schließlich auch als Quelle hinzuweisen. Eine systematische Aufarbeitung dürfte für die Kölner Mediaevistik wie Frühneuzeitforschung gleichermaßen wichtig und lohnend sein.

darauf rekurrierten die – tatsächlich erst seit Mitte des 13. Jahrhunderts belegbaren – Kämmerer unter Gleichsetzung von Amt und Geschlecht, um so ihrer Familie durch Ansippung eines Heiligen zusätzliche Reputation zu verleihen. Auch trifft die von Trithemius im Zusammenhang mit Heriberts Bruder, dem Bischof Heinrich von Würzburg, getroffene Zuordnung zu den Grafen von Rothenburg[14] ebensowenig zu wie diejenige zu den Grafen von Leiningen, die mehrere Autoren des 16. – 18. Jahrhunderts ohne nähere Begründung erwähnen.

Bei sorgfältiger Überprüfung der in den beiden Vitenfassungen und im Nekrolog des *Codex Theoderici* namentlich überlieferten Geschwister, Vor- und Nachfahren Heriberts sowie mit Blick auf dessen politische Positionen und Optionen vor allem gegenüber Kaiser Heinrich II. dürfte eine andere These an Wahrscheinlichkeit gewinnen, die zeitweise bereits von niemand geringerem als Gottfried Wilhelm Leibniz sowie von Christian Ludwig Scheid(t), seinem Nachfolger als Bibliothekar in hannoverschen Diensten, vertreten wurde, danach aber in Vergessenheit geriet: die einer Zugehörigkeit zu den Konradinern, und zwar zum gebhardinisch-wetterauischen Zweig dieser Familie, welche zu den führenden Kräften im ostfränkisch-deutschen Reich des 10. Jahrhunderts gehörte[15]. In ihr ist der Name Heribert seit der Heirat des Grafen Udo I. († 949) mit Adela, einer Tochter des Grafen Heribert I. von Vermandois, belegt, dessen westfränkisch-französisches Geschlecht sich seinerseits auf König Pippin von Italien und dessen Sohn Bernhard und damit auf Karl den Großen selbst zurückführen konnte – die von der jüngeren Mediaevistik zunehmend erkannte Bedeutung der offenen, kognatischen Sippe, d.h. (auch) der weiblichen Mitglieder für Rang und Ruf einer Familie zumindest bis zur Jahrtausendwende bestätigt sich hier einmal mehr. Bei jenen Heribertinern von Vermandois begegnet nun Hugo als weiterer Leitname; so aber hieß auch Heriberts Vater, der wohl mit dem 977 bezeugten Grafen selben Namens im mittelrheinischen Einrichgau – konradinischem Altbesitz – gleichgesetzt werden darf und dann am ehesten ein Sohn Udos I. wäre. In unmittelbarer Nähe dieses Gaus lag ein Gut „Erembert-Stein" (heute: Koblenz-Ehrenbreitstein), womit Heribert als Kölner Erzbischof seine Gründung Deutz fun-

---

[14] Noch im späten 18. Jahrhundert wurde Heribert als *comes de Rotenburg* in einem Kölner Bischofskatalog bezeichnet: Ludwig Gierse, Ein Kölner Bischofskatalog des späten 18. Jahrhunderts, in: Erzbischöfe in Köln. Porträts-Insignien-Weihe [Ausstellungskatalog], Köln 1989, S. 3 f. Wesentlich zur Verbreitung dieser Ansicht hat der Würzburger Bischofssekretär Lorenz Fries (1490–1550) beigetragen, dessen Chronik der Würzburger Bischöfe für die frühere Zeit inzwischen in moderner Edition vorliegt: Von den Anfängen bis Rugger 1125, bearb. v. Thomas Heiler/Axel Tittmann/Walter Ziegler (Fontes Herbipolenses .... 1), Würzburg 1992, S. 179–214; zu Heinrich von Würzburg kurz Alfred Wendehorst, in: LMA IV (1989), Sp. 2087 f.

[15] Mit ihrer verwickelten Genealogie beschäftigten sich zuletzt Donald C. Jackman, The Konradiner. A Study in Genealogical Methodology (Ius Commune, Sonderh. 47), Frankfurt am Main 1990; Johannes Fried, Prolepsis oder Tod? Methodische und andere Bemerkungen zur Konradiner-Genealogie im 10. und frühen 11. Jahrhundert, in: Papstgeschichte und Landesgeschichte. Fschr. Hermann Jakobs, hrsg. v. Joachim Dahlhaus/Armin Kohnle u.a., Köln u.a. 1995, S. 69–119.

dierte. In dem namengebenden Erbauer der Burg auf dem Ehrenbreitstein sah die Lokalforschung wiederum den Sohn des konradinischen Grafen Heribert von der Wetterau. Unweit davon befand sich die Burg eines anderen Konradiners, Ottos von Hammerstein, die Kaiser Heinrich II. 1020 belagerte, wobei der Kölner Erzbischof Heribert dem damaligen Ersuchen des Kaisers um Beistand keine Folge leistete. Mit diesen Hinweisen mag es hier sein Bewenden haben; weitere Argumente sowie die Belege für das hier Vorgebrachte, aber auch mögliche Einwürfe gegen die These – zum eindeutigen, stringenten Beweis läßt sie sich trotz aller Wahrscheinlichkeit nicht erhärten – habe ich andernorts geliefert[16]. Doch auf zweierlei sei in diesem Zusammenhang noch kurz und ergänzend hingewiesen: allgemein auf die von der jüngeren Adelsforschung hervorgehobene existentielle Bedeutung familiärer und verwandtschaftlicher Bindungen für die Aristokratie gerade des früheren Mittelalters[17] und speziell auf die von Johannes Fried aufgezeigten tiefgreifenden Gegensätze und Gegnerschaften an der Reichsspitze zwischen Ottos III. Mutter Theophanu und den Konradinern einerseits und der Großmutter Adelheid und dem Baiernherzog, dem nachmaligen König und Kaiser Heinrich II., andererseits[18]. Heriberts Stellung in diesem Kräftespiel war eindeutig; eindeutig fiel auch seine Stellungnahme im Thronstreit des Jahres 1002 aus, als er gegen den Baiern die Kandidatur des konradinischen Herzogs Hermann II. von Schwaben betrieb.

---

[16] In meiner Dissertation, S. 53–75. Diese These wurde von Rezensenten (wie etwa Hlawitschka [wie Anm. 1], S. 471) und in der Forschung überwiegend als durchaus möglich angesehen; siehe z.B. Egon Boshof, Ottonen- und frühe Salierzeit, in: Rheinische Geschichte, hrsg. v. Franz Petri/Georg Droege, Bd. I/3, Düsseldorf 1983, S. 28; Herbert Zielinski, Der Reichsepiskopat in spätottonischer und salischer Zeit 1002–1125, T. I, Wiesbaden 1984, S. 44; Fried, Weg (wie Anm. 4), S. 603; Andreas Urban Friedmann, Die Beziehungen der Bistümer Worms und Speyer zu den ottonischen und salischen Königen (QMRKG 72), Mainz 1984, S. 75; Armin Wolf, *Quasi hereditatem inter filios.* Zur Kontroverse über das Königswahlrecht im Jahre 1002 und die Genealogie der Konradiner, in: ZRG GA 112 (1995), S. 109 A. 178, vgl. S. 69–75; ablehnend dagegen Franz Staab, Reich und Mittelrhein um 1000, in: 1000 Jahre St. Stephan in Mainz, hrsg. v. Helmut Hinkel (QMRKG 63), Mainz 1991, S. 93 Anm. 168.

[17] Hierfür sind vor allem die Forschungen von Gerd Althoff bedeutsam: Verwandte, Freunde und Getreue. Zum politischen Stellenwert der Gruppenbildungen im früheren Mittelalter, Darmstadt 1990; Amicitiae und Pacta. Bündnis, Einung, Politik und Gebetsgedenken im beginnenden 10. Jahrhundert (MGH Schriften 37), Hannover 1992 (ebd. S. 254 f., 257, auch zur Ehe der Adela von Vermandois mit dem Konradiner Udo).

[18] Johannes Fried, Kaiserin Theophanu und das Reich, in: Köln. Stadt und Bistum in Kirche und Reich des Mittelalters. Fschr. Odilo Engels, hrsg. v. Hanna Vollrath/Stefan Weinfurter (Kölner Histor. Abhandlungen 39), Köln u. a. 1993, S. 152–156; ders., Weg (wie Anm. 4), S. 552, 565, 579 f. u.ö.

III. Studien und erste Ämter[19]

Zeitlich fügt sich in solch genealogische Einordnung das von Lantbert und Rupert nicht eigens angegebene, doch auf Grund sonstiger, gesicherter Daten im späteren Curriculum Vitae von der Literatur allgemein und wohl zu Recht mit „um 970" angegebene Geburtsjahr Heriberts. Daß er im damals üblichen Alter von etwa sieben Jahren seine Ausbildung gerade in Worms und später ebendort als Dompropst seine geistliche Laufbahn begann, scheint zunächst für die Nachricht der Vita einer Wormser Herkunft zu sprechen. Möglicherweise waren es aber gerade diese beiden Umstände – so der Umkehrschluß -, die Lantbert und Rupert solche Angaben machen ließen: Für die Wahl der Schule mag deren von Bischof Anno begründeter und von seinem Nachfolger Hildibald gesteigerter Ruf ausschlaggebend gewesen sein; für die Bestellung zum Propst wiederum Hildibalds Erwartung, Heribert könne in seinen eigenen Kampf gegen die mit den Konradinern versippten Salier um die Herrschaft über Worms vermittelnd eingreifen.

Im Rahmen des damaligen, auf antiken Traditionen ruhenden und mit christlichen Inhalten aufgefüllten Bildungssystems der *septem artes liberales* wird Heribert vor allem die Grammatik, etliches an Rhetorik und Dialektik (Logik) und ein wenig aus dem „rechnenden" *Quadrivium* erlernt haben. Dabei eignete er sich innerhalb des ersten und weitaus wichtigsten Fachs des *Trivium*, der „redenden" Künste, einen Lektürekanon an, der neben Bibel und christlichen Autoren auch antike Schriftsteller einschloß. Auf seine Wormser „Elementarschuljahre" ließ er wohl in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre ein „Aufbaustudium" in der lothringischen Abtei Gorze (bei Metz) folgen, die als eines der wichtigsten geistlichen Reformzentren im Reich des 10. Jahrhunderts zu gelten hat. Ihre auf Mönchtum und Episkopat im Reich ausstrahlende Verbindung von Askese und Tatkraft, von Weltentsagung und -gestaltung sollte Heribert entscheidend formen: 996 versöhnte er Ramwold von St. Emmeram, den Regensburger Exponenten der Gorzer Reform, mit König Otto III., und als Kölner Erzbischof schloß er seine Gründung Deutz dieser Bewegung an, wie er seinerseits Aufnahme in Nekrologien von Klöstern gorzischer Observanz fand. Wenn Rupert als Vertreter der jungcluniazensischen Reform von Siegburg in seiner Fassung der Vita dagegen Heriberts Zeit in Gorze schweigend übergeht[20], spiegelt dies jenen zweifellos vorhandenen, von Kassius Hallinger vor einigen Jahrzehnten aber wohl überbe-

---

[19] Für Zielinski, Reichsepiskopat (wie Anm. 16), S. 121 ff., ist der von Lantbert geschilderte Lebenslauf Heriberts gerade unter diesen beiden Aspekten fast idealtypisch für einen künftigen, dem Hochadel entstammenden Bischof der Zeit. – Zuletzt zu Schulen und Studien des Mittelalters im Überblick J. Verger, in: LMA VII (1995), Sp. 1582–1586, bes. 1583.

[20] Im übrigen ein Exemplum für die „Wechselwirkung zwischen (hier: bewußt nicht) erinnerter Vergangenheit, sich ereignender Gegenwart und erzählter Geschichte": Fried, Königserhebung (wie Anm. 8), S. 293.

tonten Gegensatz zwischen (einem „systemimmanent" reformierenden) Gorze und (einem „reichsfeindlichen") Cluny. Indes handelt es sich bei Rupert um ein späteres, auch von der Erfahrung des Investiturstreits geprägtes Zeugnis des 12. Jahrhunderts; nach der vor allem von der Memorialforschung geübten Kritik an Hallingers These und dessen eigenen Korrekturen dürfte zumindest bis zur Jahrtausendwende von einem sowohl relativ einheitlichen als auch von Kloster zu Kloster in unterschiedlichen Beziehungsgeflechten stehenden, vor allem im Westen des Reichs verwurzelten Reformmönchtum auszugehen sein, das – wie gesagt – Heriberts Lebens- und Amtsführung erheblich beeinflussen sollte[21]. (Ein weiteres Zentrum war im 10. Jahrhundert neben Gorze das unweit Namur gelegene Kloster Brogne. Nach dem Tod seines Gründers Gerhard 959 wurde es von einem Heribert geleitet, den man bisweilen mit dem späteren Erzbischof von Köln identifizierte. Indes war Heribert nie Mönch, und überdies erweisen auch seine Lebensdaten solche Gleichsetzung als unzutreffend.)

Die Schule von Gorze erfreute sich beim Adel im Westen des Reichs eines ausgezeichneten Rufs, das Kloster besaß eine reiche Bibliothek, und ein *Albuinus eremita* aus der Abtei, mit (oder: unter?) dem Heribert dort seinen Studien nachging, war es wohl, der ihm später zwei Werke widmete: einen Traktat über Tugenden und Laster sowie eine Version seiner plagiierenden Bearbeitungen der Schrift *De ortu et tempore Antichristi* des Adso von Montier-en-Der (949/54), die – auch unter den Verfassernamen Alcuin, Augustinus und Hrabanus Maurus firmierend – später weitere Verbreitung als das Original fanden. Das Thema macht im übrigen Autor wie Empfänger zu Zeugen für eine die Zeitgenossen in Furcht versetzende Endzeiterwartung, die im 10. und frühen 11. Jahrhundert wohl allgemein zunahm, ohne daß sie sich aber zur Angst vor einem Weltuntergang konkret im Jahre 1000 verdichtet hätte – „les terreurs de l'an mil" sind und bleiben eine von französischen Historikern im 19. Jahrhundert aufgebrachte Legende, selbst wenn

---

[21] Forschungsüberblick (mit Literatur) bei Fried, Formierung (wie Anm. 4), S. 176 f.; s. auch Monastische Reformen im 9. und 10. Jahrhundert, hrsg. v. Raymund Kottje/Helmut Maurer (VuF 38), Sigmaringen 1989 (bes. der Beitrag von Boshof); Religion et culture autour de l'an mil. Royaume capétien et Lotharingie. Etudes réunies par Dominique Iogna-Prat/Jean Charles Picard, Paris 1990; L'abbaye de Gorze au Xe siècle. Etudes réunies par Michel Parisse/Otto Gerhard Oexle, Nancy 1993 (vgl. Bulletin d'information de la Mission Historique Française en Allemagne 17 [1988], S. 91–97); Otto Gerhard Oexle, Bernward von Hildesheim und die religiösen Bewegungen seiner Zeit, in: Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen [Ausstellungskatalog], hrsg. v. Michael Brandt/Arne Eggebrecht, Bd. 1, Hildesheim 1993, S. 355–360; Franz-Reiner Erkens, Gorze und St.-Evre. Anmerkungen zu den Anfängen der lothringischen Klosterreform des 10. Jahrhunderts, in: *Lotharingia*. Eine europäische Kernlandschaft um das Jahr 1000, hrsg. v. Hans Walter Herrmann/Reinhard Schneider (Veröffentl. Komm. Saarländ. Landesgesch. 26), Saarbrücken 1995, S. 122. Die Veröffentlichung einer These von Anne Wagner (Univ. Nancy II) über Gorze im 11. Jahrhundert steht zu erwarten; vgl. Annales de l'Est 5e sér. 45 (1993), S. 310–314, und Les Cahiers lorrains a. 1994, S. 281–290.

sie ihr effektvoll-spektakuläres Unwesen bis in jüngste Veröffentlichungen treiben[22].

Monastische Askese und Endzeiterwartung prägten auch den jungen König und Kaiser Otto III.[23], und daran wird der ältere Freund Heribert seinen Anteil gehabt haben. Daß er zu dem Herrscher in nähere Beziehungen trat – ohne jedoch dessen Erzieher zu sein, wie bisweilen zu lesen steht -, geht auf seinen Förderer seit frühen Tagen, Bischof Hildibald von Worms, zurück. Zunächst aber dürfte dieser dafür gesorgt haben, daß Heribert von Gorze wieder nach Worms kam; Lantberts Nachricht, ein väterliches Machtwort habe dessen Entschluß zum Eintritt in die Gemeinschaft der Mönche verhindert, mag zusätzlich zutreffen, vielleicht auch nur der Topik einer Heiligenvita entsprechen. Hildibald wußte jedenfalls um Heriberts Ausbildung und Talente, und er mochte – wie gesagt – auf die Mittlerdienste des jungen Adeligen hoffen, die dringlicher denn je schienen, seitdem der Salier Otto sein Kärntner Herzogtum hatte aufgeben müssen und wieder in Worms selbst residierte. Dies ist wohlgemerkt nur eine Hypothese; als sicher zu gelten hat dagegen, daß es wiederum Hildibald war, der Heribert den Weg in die Kapelle des königlichen Hofs ebnete, an dem er selbst seit 977 als Leiter der deutschen Kanzlei fungierte (und diesen Umstand im übrigen auch zum Versuch nutzte, die bischöfliche Position in Worms durch nicht weniger als 18 Fälschungen oder Verfälschungen von Königsurkunden des 7. bis 10. Jahrhunderts zu stärken).

IV. Der Aufstieg: Heribert und Otto III. (994–1002)

Wer Zugang zur Hofkapelle, der Akademie für Reichs- und Kirchendienst, gefunden hatte, lernte Instrumente und Mechanismen der Königsherrschaft und die Träger dieser Herrschaft kennen; seinerseits erwarb er Herrschaftswissen und Qualifikationen, die ihn „episkopabel" machten. Und die ottonischen Könige, die ihre Hand auf die Bischofssitze des Reichs legten, rekurrierten bei ihrer Kandidatenwahl vornehmlich auf Mitglieder der Hofkapelle. So ließ auch bei Heribert der Antrag einer Diözese nicht lange auf sich warten: 995 bot Otto III. ihm die Leitung der Würzburger Kirche an, die dann aber auf seinen Rat hin dem eigenen Bruder Heinrich gegeben wurde. Dahinter mag auch der Druck Hildibalds gestanden haben, der in Heribert seinen präsumptiven Nachfolger sah. Ei-

---

[22] Grundlegend hierzu Johannes Fried, Endzeiterwartung um die Jahrtausendwende, in: DA 45 (1989), S. 381–473, zu Albuin und Heribert: S. 399 f., 430, 437 ff. – Am Rande: In unerwartetem und höchst vergnüglich zu lesendem Zusammenhang – einer mit gelehrt-ironischem Augenzwinkern geschriebenen Geschichte der Gewürze, insbesondere des Pfeffers, für die wirtschaftliche Entwicklung des Mittelalters – hat der italienische Wirtschaftshistoriker Carlo M. Cipolla dieses von Jules Michelet entworfene, aber auch einem Felix Dahn weiterinszenierte Untergangsspektakel des Jahres 1000 persifliert: Allegro ma non troppo [1988] (Fischer Tb 10562), Frankfurt a. Main 1992, S. 17 f.

[23] Dazu letztens Jean-Marie Sansterre, Otton III et les saints ascètes de son temps, in: RSCI 43 (1989), S. 377–412; Ekkehard Eickhoff, Basilianer und Ottonen, in: HJb 114 (1994), S. 43–46.

nen weiteren, noch eindrucksvolleren Vertrauensbeweis hatte dieser schon im Jahr zuvor erfahren, als der König ihn an die Spitze der italienischen Kanzlei stellte, die ihre Existenz der Wiederaufnahme karolingischer Italienpolitik durch Otto den Großen verdankte und bis dahin stets von einem Bischof romanischer Abkunft geführt worden war. Die Ernennung ist im übrigen eine der ersten Verfügungen, welche Otto III. nach seinem im September 994 zu Sohlingen im Solling erfolgten Eintritt in die Mündigkeit selbständig traf; sie war Ausweis einer Freundschaft, die bis zum Tod des Kaisers währen sollte.

Nunmehr Vorsteher der italienischen Kanzlei und anfangs sich bisweilen sogar an der Urkundenausfertigung persönlich beteiligend, zog Heribert mit Hildibald, dem Leiter der deutschen Kanzlei, der Protégé mit dem Protektor gleich, um ihn bald schon in den Hintergrund treten zu lassen. Das hatte sich der Wormser auch selbst zuzuschreiben, da er im Verein mit Erzbischof Willigis von Mainz wohl zumindest versucht hatte, Ottos III. Mutter und Vormund, die Griechin Theophanu, unter kontrollierende Obhut zu stellen[24]. Trotz aller Skepsis der beiden verstand es *illa imperatrix Graeca*, wie man die Fremde aus herablassender Unterlegenheit nannte, ihre Vorstellungen dem Sohn zu vermitteln[25]: Vorstellungen eines Kaisertums, das in Nachahmung desjenigen ihrer byzantinischen Hei-

---

[24] Die weitaus meisten der insgesamt 46 und oft zusammen mit Willigis unternommenen Interventionen Hildibalds für Empfänger königlicher Urkunden erfolgten in der Kindheit Ottos III.; nach dessen Schwertleite und erst recht nach dem ersten Italienzug 996 fand der Wormser sich – zumindest nach den Interventionen zu urteilen – gleich dem Mainzer fern der Gunst des Herrschers. Seine und Willigis' Nennung als Ottos III. Ratgeber in DOIII 207 (996 V 27) ist eine späte, vereinzelte und vor allem aus dem Diktat einer Vorurkunde übernommene, also formelhafte Reminiszenz; ähnliches gilt auch für die letzte, isoliert dastehende Intervention in DO III 255 (997 X 1): Rudolf Schetter, Die Intervenienz der weltlichen und geistlichen Fürsten in den deutschen Königsurkunden von 911–1056, Diss. Berlin, Bottrop 1935, S. 58 ff., vgl. S. 40. S. auch Fried, Theophanu (wie Anm. 18), S. 169 f.; ders., Weg (wie Anm. 4), S. 566 f.; Eduard Hlawitschka, Vom Frankenreich zur Formierung der europäischen Staaten- und Völkergemeinschaft 840–1046, Darmstadt 1986, S. 141. Zuletzt sah Friedmann, Beziehungen (wie Anm. 16), S. 71 f., das Zurücktreten Hildibalds durch Alter und Krankheit bedingt. Ich halte dies für einen allenfalls sekundären Grund, was im übrigen auch für Friedmanns Erklärung gilt, mit Hildibalds Nachfolge habe der Kaiser deswegen Heribert nicht betraut, weil dieser und dessen Familie zu sehr mit Worms verbunden gewesen seien (S. 84).

[25] Zu Theophanus Rolle in der Reichspolitik des späteren 10. Jahrhunderts neben Fried, Theophanu (wie Anm. 18), S. 139–185, und ders., Weg (wie Anm. 4), S. 542–581, in jüngerer Zeit ebenfalls Karl Leyser, Theophanu *divina gratia imperatrix augusta*: Western and Eastern Emperorship in the Later Tenth Century [1991], in: K.L., Communications and Power in Medieval Europe. The Carolingian and Ottonian Centuries, ed. by Timothy Reuter, London-Rio Grande 1994, S. 143–164; Odilo Engels, Kaiserin Theophanu (ca. 960–991), in: Rhein. Lebensbilder, Bd. 13, Köln 1993, S. 7–27; ders., Theophanu – die westliche Kaiserin aus dem Osten, in: Die Begegnung des Westens mit dem Osten (Kongreßakten des 4. Symposions des Mediävistenverbandes in Köln 1991 aus Anlaß des 1000. Todesjahres der Kaiserin Theophanu), hrsg. v. O.E./Peter Schreiner, Sigmaringen 1993, S. 213–224; The Empress Theophano. Byzantium and the West at the Turn of the First Millenium, ed. by A. Davids, Cambridge 1995. Aufgrund des Druckorts weniger bekannt, doch lohnend Matthias Werner, Kaiserin Theophanu, in: Alt-Köln 80 (1991), S. 8–18.

mat wie in Konkurrenz dazu an Glanz und Macht gewinnen sollte; Vorstellungen, die, wie gesagt, von den Konradinern mitgetragen, von Adelheid und dem Baiernherzog aber abgelehnt wurden[26].

Andere Umstände taten das ihre, daß sie sich bei Otto III. zu einer bis dahin einmaligen und unerhörten Konzeption verdichteten, der *Renovatio Imperii Romanorum*[27]: Da war der aus Kalabrien stammende Grieche Johannes Philagathos, ein Vertrauter Theophanus, der über den jungen König die Patenschaft übernahm, ihn erzog und mit dazu beitrug, daß „Otto III. ohne Byzanz nicht zu ver-

[26] Wie Anm. 18; bes. Fried, Weg (wie Anm. 4), S. 561.

[27] Anders jetzt Knut Görich, Otto III. Romanus, Saxonicus et Italicus. Kaiserliche Rompolitik und sächsische Historiographie (Histor. Forschungen 18), Sigmaringen 1993. Er bietet ein interessantes Korrektiv zu den Forschungen von Schramm und Uhlirz, da er die neue Politik grundsätzlich stärker in die Tradition bisheriger Ottonenherrschaft über Italien eingebunden sieht und sie eher als intensivierende Anpassung an – auch im Osten – sich wandelnde Verhältnisse versteht. Keine zeitgenössische Quelle liefere Hinweise für grundsätzlichen Widerstand aus „nationalen" Motiven, ein romfreies Kaisertum sei nie erwogen worden, Opposition gegen den Kaiser erkläre sich vielmehr meist aus persönlichen Gründen. Wie so oft, scheint die Formulierung einer – tendenziell durchaus diskutablen – Gegenposition ihrerseits nicht frei von Einseitigkeiten; das Quellenmaterial wird m.E. bisweilen etwas überinterpretiert. Die „traditionelle" Sicht hat letztens Joachim Ehlers bekräftigt: Die Entstehung des deutschen Reiches (Enzyklopädie deutscher Geschichte 31), München 1994, S. 22; vgl. auch die eher vorsichtig-abwartende Besprechung des Buchs von Görich durch Odilo Engels, in: ZKG 106 (1995), S. 250 ff.; positiv und zugleich zurückhaltend Andreas Kiesewetter, in: QFIAB 74 (1994), S. 716 f. Partiell zustimmend jetzt Gerd Althoff, Otto III., Darmstadt 1996, S. 114–125, der aber, weit über Görich hinausgehend, jegliche Programmatik bei Otto III. wie für mittelalterliche Herrscher generell in Frage stellt. Für ihn sind die *Renovatio imperii Romanorum* Ottos und die *Renovatio regni Francorum* Heinrichs II. letztlich nur ein Forschungskonstrukt, Ausfluß modern-anachronistischen Denkens; folgerichtig bedeutet die Herrschaft von Ottos Nachfolger auch keinen grundsätzlichen Richtungswechsel (vgl. S. 208 ff.). M. E. stehen dieser (hier nicht zu diskutierenden, im übrigen von Rudolf Schieffer in einer ersten Rezension in der FAZ vom 2. IV 1996 wie von Franz Reiner Erkens in einem Beitrag *Mirabilia mundi* für das AKG 78 [1996] eher skeptisch aufgenommenen Interpretation indes soviele und keineswegs nur traditionelle und heterogene Zeugnisse entgegen, daß man sehr wohl von einer „Konzeption" Ottos III. und seines Kreises ausgehen darf. Althoff erweist sich auch hier letztlich be- und gefangen in seinen Anwürfen gegen Fried (vgl. Anm. 4).

Zu Otto III. des weiteren Helmut Beumann, Otto III. 983–1002 [zuerst 1978], in: Kaisergestalten des Mittelalters, hrsg. v. H.B., München ³1991, S. 73–97; Heinz Thomas, Kaiser Otto III. Eine Skizze (Gocher Schriften 2), Goch 1980; Gerhart B. Ladner, L'immagine dell'imperatore Ottone III, Rom 1988; Gerald Beyreuther, Otto III. 983–1002, in: Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters, hrsg. v. Evamaria Engel/Eberhard Holtz, Leipzig u.a. 1988, S. 79–83 (vgl. dazu aber Wilfried Hartmann, in: DA 46 [1990], S. 644); Eduard Hlawitschka, Kaiser Otto III. (983–1002), in: Mittelalterliche Herrscher in Lebensbildern, hrsg. v. Karl Rudolf Schnith, Graz u.a. 1990, S. 155–165. Letzte kurze Überlicke liefern Tilman Struve, Otto III., in: LMA VI (1993), Sp. 1568 ff.; Gerd Althoff, Otto III., in: TRE XXV (1995), S. 549–552. Generell zum deutschen Königtum der Zeit Egon Boshof, Königtum und Königsherrschaft im 10. und 11. Jahrhundert (Enzyklopädie deutscher Geschichte 27), München 1993.

stehen ist" (Josef Deér)[28]. Da war 996 das erste persönliche Erlebnis Italiens auf einem Zug, der für den Herrscher mit der bis zum Krönungstag Christi Himmelfahrt sich an byzantinisches Vorbild anlehnenden Erhebung ins Kaisertum durch Papst Gregor V. seinen Höhepunkt fand[29]. (Als Brun von Kärnten war dieser Salier ein Wormser Mitschüler Heriberts gewesen.) Da war der Aquitanier Gerbert von Aurillac, gelehrtester Kopf der Zeit, der sich als Erzbischof von Reims nicht zu halten vermocht und am königlichen Hof Zuflucht gesucht hatte, um nunmehr seinen Gönner mit schmeichelndem Opportunismus als Führer des unter christlichen Vorzeichen neu erstehenden Imperium Romanum zu feiern[30]. Da war schließlich der Italiener Leo von Vercelli, ein schriftgewandter Propagator dieser Idee in Versen und Urkunden[31], der wiederum in näheren Beziehungen zu Heribert gestanden haben muß.

Dieser hatte seinerseits zwar an Entwicklung und Ausgestaltung der *Renovatio Imperii Romanorum* keinen erkennbaren Anteil, trug sie aber vorbehaltlos mit. In seiner Person fand die neue Konzeption sogar ihren symbolischen Ausdruck: Nach Hildibalds Tod vereinigte Heribert die italienische wie die deutsche Kanzlerwürde auf sich; als Großkanzler stand er für die Verbindung der beiden Kernländer innerhalb einer neuen christlich-römischen Ordnung, in die nunmehr auch die sich formierende Staatenwelt Ostmitteleuropas einbezogen wurde. Er nahm selber im Herbst 999 an jenen entscheidenden Beratungen zu Farfa in der Sabina teil, die sogleich in spektakulären Formen umgesetzt wurden: „Reichserneuerung im Büßergewand" betreibend, krönte Otto III. im Jahr 1000 am Grab seines Märtyrerfreunds Adalbert den Polenfürsten Boleslaw Chrobry mit seinem kaiserlichen Diadem zum König. Und im nächsten Jahr erhob er zusammen mit Papst Sylvester II. – als solcher hatte Gerbert von Aurillac mit Hilfe seines neuen Konstantin die Nachfolge Gregors V. angetreten – den Ungarn Waik-Stephan durch die Übersendung einer Krone ebenfalls zu solcher Wür-

---

[28] Gerd Althoff, Vormundschaft, Erzieher, Lehrer – Einflüsse auf Otto III., in: Theophanu (wie Anm. 3: Müller), S. 284 ff.; H. Zimmermann, Johannes XVI. Philagathos, in: LMA V (1991), Sp. 542 f.

[29] Johannes Laudage, Die Kaiserkrönung Ottos III., in: Geschichte in Köln 6 (1979), S. 13–31; zu Gregor V. zuletzt H. Zimmermann, in: LThk IV (^{3}1995), Sp. 1015.

[30] Neben der Arbeit von Massimo Oldoni, Gerberto e la sua storia, in: StMed 18/I (1977), S. 629–704, und 24/I (1983), S. 167–245, sowie den Tagungsakten: Gerberto. Scienza, storia e mito (Archivum Bobiense. Studia 2), Bobbio 1985, steht hier für besagte „haute vulgarisation" das Buch von Pierre Riché, Gerbert d'Aurillac. Le pape de l'an mil, Paris 1987; vgl. ders. im kurzen Überblick: Silvestre II, pape, in: Cath XIV (1994), Sp. 68–72. Zusammen mit Jean-Pierre Callu hat er auch die Briefsammlung Gerberts neuediert, übersetzt und kommentiert: Correspondance I-II (Les classiques de l'histoire de France au Moyen Age 35/36), Paris 1993. Schon vorzuweisen bleibt auf die Publikation der Akten einer für Juni 1996 in Aurillac geplanten internationalen Tagung „Gerbert et son apport à l'Europe".

[31] Heinrich Dormeier, Kaiser und Bischofsherrschaft in Italien: Leo von Vercelli, in: Bernward (wie Anm. 21: Oexle), S. 103–112.

de[32]. Offensichtlich versuchte er des weiteren, das Dogat der Serenissima als venezianisch-dalmatinisches Königtum unter den Vorzeichen einer nach byzantinischem Vorbild betriebenen Kompaternitätspolitik in die imperiale Ordnung einzubinden[33]. (Keiner der Beteiligten konnte übrigens ahnen, daß diese – damals auch im Widmungsbild des Aachener Liuthar-Evangeliars dargestellte – Programmatik für Polen und Ungarn eine Zugehörigkeit auf Dauer zur lateinischen Christenheit bedeuten sollte, und daß andererseits solche Konzentration auf Italien und den Osten das zumindest auf Herrscherebene noch existente Bewußtsein einer ost- und westfränkischen Traditionsgemeinschaft schwinden ließ. Dies hatte sich schon unter Theophanu abgezeichnet, deren Blick auf das Mediterraneum, weniger aber auf das alte Frankenreich gerichtet war; dies vollendete sich als Folge der *Renovatio Imperii Romanorum*: Deutschland und Frankreich traten auseinander[34].) Das ewige und heilige Rom mußte wieder ein zentraler Kaisersitz

---

[32] Johannes Fried, Otto III. und Boleslaw Chrobry: Das Widmungsbild des Aachener Evangeliars, der 'Akt von Gnesen' und das frühe polnische und ungarische Königtum. Eine Bildanalyse und ihre historischen Folgen (Frankfurter Histor. Abhandlungen 30), Stuttgart 1989. Auch diese Arbeit Frieds erregte Aufsehen; s. etwa Robert Folz, Aux origines de la royauté de Pologne et de Hongrie, in: MA 97 (1991), S. 275–280; Knut Görich, Ein Erzbistum in Prag oder in Gnesen, in: ZfO 40 (1991), S. 10–27; Gerard Labuda, Zjazd Gnieźnieński roku 1000 w óswietleniu ikonograficznym, in: Kwartalnik Historyczny 98/II (1991), S. 3–18; skeptisch gegenüber einer förmlichen Königserhebung Boleslaws jetzt Althoff, Otto III. (wie Anm. 27), S. 142 f. Spezielle Probleme spricht an Jean-Marie Sansterre, Le monastère des Saints-Boniface-et-Alexis sur l'Aventin et l'expansion du christianisme dans le cadre de la *Renovatio Imperii Romanorum*, in: Rev. Bén. 100 (1990), S. 493–506, der Frieds Buch „stimulant, mais sans doute trop audacieux" (S. 493 Anm. 1) findet. S. auch Ehlers, Entstehung (wie Anm. 27), S. 60, 110; György Györffy, King Saint Stephen of Hungary (East European Monographs 403), New York 1994.

[33] Wolfgang Giese, Venedig – Politik und Imperiums-Idee bei den Ottonen, in: Herrschaft, Kirche, Kultur. Beiträge zur Geschichte des Mittelalters. Fschr. Friedrich Prinz, hrsg. v. Georg Jenal (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 37), Stuttgart 1993, S. 219–243, bes. S. 233–242. Vgl. auch Gunther Wolf (im Rückgriff auf eine eigene Studie über Theophanu) in seiner Rezension des Buchs von Görich (wie Anm. 27) in: ZRG GA 112 (1995), S. 501; Althoff, Otto III. (wie Anm. 27), S. 157 f.

[34] Damit setze ich die Akzente etwas anders als Carlrichard Brühl, Deutschland-Frankreich. Die Geburt zweier Völker, Köln-Wien 1990 (2. verb. Aufl. 1995, frz. Ausgabe 1994), der dies erst für das spätere 11. Jahrhundert konstatiert (vgl. auch meine Besprechung des Werks in: HJb 116 [1996]). Allerdings meinte B. selbst in seinem fast gleichzeitig erschienenen Buch, daß man Heinrich II. „mit allem Vorbehalt als den ersten deutschen König bezeichnen kann": Palatium und Civitas. Studien zur Profantopographie spätantiker Civitates vom 3. bis zum 13. Jahrhundert, Köln-Wien 1990, S. 94. Vgl. auch Fried, Weg (wie Anm. 4), S. 571, 576. Jüngst hat Schneidmüller in seiner wohlabgewogen-gedankenreichen Studie über „Reich-Volk-Nation" (wie Anm. 4), S. 93 f., die Formierung von Königreichen in Ostmitteleuropa als ihrerseits aktiven Faktor für die Herauslösung des Reichs als eines östlichen Parts aus dem fränkischen Traditionsverband und für dessen Eintritt in eine eigenständige Position hervorgehoben.

sein, als solcher wurde am Palatin ein Palast hergerichtet[35], und am neuen Hof übernahm man altes byzantinisches Zeremoniell, was Heribert den Titel eines Archilogotheten einbrachte – Ausweis besonderer Vertrauensstellung, kam jenem Amtsträger am Bosporus doch die persönliche Beratung des Herrschers zu.

Heribert leistete seinen Beitrag zur neuen Politik, aber er tat dies auf anderem Feld und an anderem Ort. Eine Kaiserherrschaft südlich der Alpen, die nicht nur für die Zeit eines Italienzugs, sondern auf Dauer Geltung haben wollte, bedurfte entsprechender organisatorischer und materieller Grundlagen, und ähnlich wie im Deutschen Reich waren diese vornehmlich von Bischofskirchen und Abteien als den Hauptstützen des Regiments zu gewährleisten. Doch deren Besitzungen und Rechte hatte vielfach der lokale Adel usurpiert, und sie mußten zunächst einmal restituiert werden. Solch systematische Rückführung – mit den Worten Leos von Vercelli eine *Restitutio rei publicae* – als Voraussetzung der *Renovatio Imperii Romanorum* suchte nun Heribert im Gebiet von Ravenna durchzuführen, einem der politisch und strategisch wichtigsten Punkte zwischen Alpen und Rom[36]. Vielleicht schon 996, sicher aber während Ottos zweitem Italienaufenthalt von 997 bis 999 verrichtete er eine Aufgabe, die sein Talent als planvoll vorgehender Administrator erkennen läßt. Ravennater Erfahrungen werden in seinen Kölner Pontifikat einfließen, Ravennas San Vitale sollte ihm mit Vorbild für die Klosterkirche zu Deutz sein.

In Ravenna erhielt er auch 999 jenes in launigen Worten gehaltene Schreiben Ottos III., das ihm seine Bestellung zum Vorsteher der Kirche von Köln eröffnete. Im Juli dieses Jahres fand im kaiserlichen Lager vor Benevent die Investitur statt, doch blieb Heribert danach weiterhin in Italien, da Otto III. ihn offensichtlich bei besagten Beratungen von Farfa in seiner Nähe wissen wollte. Erst nach deren Abschluß begab er sich im Oktober nach Rom, um von Sylvester II. das Pallium, Zeichen seiner neuen Würde, zu empfangen, und reiste von dort zu seinem neuen Sitz, wo er am Vorabend des Weihnachtsfestes trotz bitterer Kälte barfuß einzog. Über Jahrhunderte hat gerade diese Szene die Nachwelt beeindruckt – noch Leibniz übernahm Lantberts Bericht vollständig in seine *Annales Imperii Occidentis Brunsvicenses*, und so stellte ihn auch der lothringische Kupferstecher Jacques Callot in seinen „Images des Saints" dar. Doch handelt es sich in Wirklichkeit um einen damals weitverbreiteten Brauch, fast schon einen Humilitätstopos, der auch von Heriberts Zeitgenossen Otto III., Adalbert von Prag oder Brun von Querfurt überliefert ist, aber in seinem Falle – warum auch immer – als Zeichen

---

[35] Carlrichard Brühl, Die Kaiserpfalz bei St. Peter und die Pfalz Ottos III. auf dem Palatin [1954/58, Neufassung 1983/87; ND] in: C.B., Aus Mittelalter und Diplomatik. Gesammelte Aufsätze, Hildesheim 1989, S. 3–31.

[36] Raffaele Savigny, La *restitutio* ottoniana e le sue ambiguità, in: Storia di Ravenna, II/2: Dall'età bizantina all'età ottoniana. Ecclesiologia, cultura e arte, a cura di Antonio Carile, Ravenna 1992, S. 358 ff. (zu Heribert: S. 359).

der Demut besondere Wertigkeit erhielt; man erinnert sich des Goethe-Worts: „ein Factum unseres Lebens gilt nicht insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas bedeutet hat".

Der Einzug in Köln bedeutete nicht Auszug aus der kaiserlichen Politik, im Gegenteil: In Deutschland sollte Heribert jene von Willigis geführte Bewegung überwachen, die schon gegen Theophanus Italienpolitik opponiert hatte und sich nunmehr erst recht deren Intensivierung widersetzte, was für die Großen zudem erhöhte Leistung und Belastung bedeutete. Mochte man auch die Anbindung des Kaisertums an Rom und Papst grundsätzlich akzeptieren, so paßte der Partei des Mainzers schlicht und einfach die ganze Richtung nicht mehr, und der Streit zwischen dem seit 997 hoffernen Willigis und dem Otto nahestehenden Bischof Bernward von Hildesheim um das Aufsichtsrecht über das liudolfingische Hausstift Gandersheim verschärfte diesen Konflikt weiter[37].

Als aber Otto III. 1001 nach seiner Vertreibung aus Rom, dessen Adel nie an des Kaisers römischer Idee, sondern an eigener Unabhängigkeit gelegen war[38], den deutschen Episkopat um Unterstützung ersuchte, leistete Heribert, der seinen Freund zuletzt wohl im April 1000 zu Aachen anläßlich der spektakulären Öffnung des Karlsgrabes gesehen hatte, dem Hilferuf unverzüglich Folge. Geistliches Amt und Waffendienst fügten sich im übrigen hier wie stets zu widerspruchsloser Einheit für den Reichsbischof bzw. den Verfasser seiner Vita: Lantbert war kein Problem, was noch Ruotger im Fall von Heriberts Vorgänger Brun zu einer Apologie des *regale sacerdotium* bewegt hatte[39].

Doch alle Hilfe kam jetzt zu spät. Als Heribert zu Beginn des Jahres 1002 das kaiserliche Lager erreichte, blieb ihm nur noch, dem an Malaria erkrankten Freund in dessen letzten Tagen beizustehen.

---

[37] Knut Görich, Der Gandersheimer Streit zur Zeit Ottos III., in: ZRG KA 79 (1993), S. 56–94; Hans Goetting, Bernward und der große Gandersheimer Streit, in: Bernward (wie Anm. 21: Oexle), S. 275–282; Althoff, Otto III. (wie Anm. 27), S. 160–169; Ernst-Dieter Hehl, Der widerspenstige Bischof. Bischöfliche Zustimmung und bischöflicher Protest in der ottonischen Reichskirche, in: Herrschaftsrepräsentation im ottonischen Sachsen. Texte und Bildkunst, hrsg. v. Gerd Althoff/Ernst Schubert, Kap. VII [im Druck].

[38] Zum römischen Adel um die Jahrtausendwende s. jetzt die Fallstudie (zu einer indes wohl zu den Parteigängern des Kaisers gehörenden Familie) von Knut Görich, Die *de Imiza* – Versuch über eine römische Adelsfamilie zur Zeit Ottos III., in: QFIAB 74 (1994), S. 1–49.

[39] Engels, Reichsbischof (10. und 11. Jahrhundert) (wie Anm. 6), S. 44, 52 f.; ders., Das Reich der Salier (wie Anm. 6), S. 517 f., 522; ders., Ruotgers Vita Brunonis, in: Kaiserin Theophanu (wie Anm. 3: Müller), S. 33–46.

V. Der Sturz: Heribert und Heinrich II. (1002 – 1021)

Der Tod des Kaisers am 24. Januar 1002 in Paterno bedeutete das Ende der *Renovatio Imperii Romanorum* und für Heribert einen Fall weitaus tiefer als der anderer Freunde des Kaisers, da er sich in der Nachfolgefrage von Anfang an stark gegen den schließlich siegreichen Kandidaten exponierte. Unter seiner Führung reiste der Trauerkondukt nach Norden, um den letzten Willen Ottos III. einer Bestattung zu Aachen an der Seite des großen Karolingers zu erfüllen. Hinter den aus Italien Abziehenden brach die mühevoll aufgebaute Herrschaft zusammen; in Deutschland ankommend, sahen sie sich in Polling an der Ammer sogleich den Ansprüchen des Baiernherzogs gegenüber, der als ein aus dem bairischen Zweig der Liudolfinger stammender Urenkel König Heinrichs I. und unter Verweis auf die kirchlich-liturgische Königsidee im Mainzer Krönungsordo die Nachfolge Ottos III. anzutreten gedachte[40]. Die ausweichende Reaktion deutete Heinrich zu Recht als versteckte Ablehnung und suchte den Widerstand durch entschlossenen Zugriff auf dessen Zentrum zu brechen: Er bemächtigte sich des Leichnams und der Reichsinsignien, die Otto III. nach dem Zeugnis einer späteren Quelle sterbend Heribert anvertraut hatte, setzte den Kölner gefangen und nahm dann dessen Bruder Heinrich von Würzburg solange in Geiselhaft, bis Heribert ihm auch die „vorausgeschickte" Heilige Lanze ausgehändigt hatte. Denn gerade unter Otto III. war dieser Insignie eine bis dahin ungekannte Bedeutung als Herrschaftssymbol zugewachsen, und Heinrich bedurfte ihrer im besonderen als eines Investitursymbols, das der – den eigenen Anspruch legitimierende – Vorfahr Heinrich I. erworben hatte und als einzige Insignie unmittelbar von diesem überkommen war.

Doch wohin bzw. an wen hatte Heribert die Lanze „vorausgeschickt"? Unsere wichtigste Quelle, die Chronik des Thietmar von Merseburg, beläßt es bei einem *praemittens* ohne erläuternde Angabe, und so kann man nur vermuten, daß Heribert sie zunächst in Sicherheit bringen wollte, um dann mit ihr als Königsmacher auf den Plan treten zu können. Köln käme als Aufbewahrungsort natürlich in Frage; nach einem späteren Einschub in einer – obendrein heute verlorenen – Handschrift der Gründungsgeschichte der Abtei Brauweiler soll der Erzbischof

---

[40] Stefan Weinfurter, Der Anspruch Heinrichs II. auf die Königsherrschaft 1002, in: Papstgeschichte und Landesgeschichte (wie Anm. 15: Fried), S. 121–134 (ebd. Anm. 34 weitere neue Literatur); Wolf, *Quasi hereditatem* (wie Anm. 16), S. 64–157 (Kontroverse mit Hlawitschka); Jörg W. Busch, Thronvakanzen als Spiegel der Entwicklung des deutschen Reiches zwischen dem 10. und 14. Jahrhundert, in: Majestas 3 (1995), S. 13–16; Althoff, Otto III. (wie Anm. 27), S. 187, 208 ff.; s. auch schon Ulrich Reuling, Zur Entwicklung der Wahlformen bei den hochmittelalterlichen Königserhebungen im Reich, in: Wahlen und Wählen im Mittelalter, hrsg. v. Reinhard Schneider/Harald Zimmermann (VuF 37), Sigmaringen 1990, S. 230, 244 ff.; Brühl, Deutschland-Frankreich (wie Anm. 34), S. 621, 632.

sie indes deren Gründer Ehrenfried-Ezzo gesandt haben[41]. Wie der Erzbischof war auch der niederlothringische Pfalzgraf Otto III. verbunden und verpflichtet, denn er hatte durch seine Heirat der Kaiserschwester Mathilde Aufstieg erlebt und Aufsehen erregt – mißgünstige Stimmen sprachen von einer Mesalliance, und später kam die Anekdote auf, Otto III. habe seine Schwester im Würfelspiel mit dem Pfalzgrafen verloren. (Die Verbindung mochte in Wirklichkeit auf Theophanus Interesse an einer Stärkung der königlichen Position in Niederlothringen und einer Befriedung der Region beruhen[42].) Dennoch bedeutete jene Zusendung – vorausgesetzt, die schlecht überlieferte Nachricht trifft zu – wohl nur, daß der verläßliche Ezzo von Heribert mit der Verwahrung der Hauptinsignie betraut wurde, zumal er als Pfalzgraf in besonderer Beziehung zum Krönungs- und Bestattungsort Aachen stand. Die jüngst von Armin Wolf geäußerte Ansicht, Heribert habe so zunächst, Ottos III. Willen entsprechend, Ezzos noch unmündigen Sohn Liudolf designieren wollen, läßt sich zwar nicht ausschließen, setzt aber voraus, daß der Erzbischof die Kandidatur seines eigenen Verwandten zunächst nicht betrieben hat, um sich ihm dann doch zuzuwenden. In Aachen jedenfalls wurde Otto III. am Ostertag des Jahres 1002, dem Fest der Auferstehung des Herrn, beigesetzt, nachdem zuvor während der Karwoche in den großen Stiften Kölns an die Passion Christi angelehnte Trauerfeierlichkeiten stattgefunden hatten.

In Aachen aber tat Heribert erstmals offen kund, wem er eigentlich die Insignie(n) als künftigem König zuerkannt wissen wollte: einem Konradiner, Herzog Hermann II. von Schwaben, d.h. einem (wahrscheinlichen) Verwandten und Mitglied jener Familie, die schon Ottos II. und Theophanus Italienpolitik mitgetragen hatte. Von ihm konnte man obendrein erwarten, daß er bei seiner bekannten Sanftmut und Nachgiebigkeit unter Führung des nunmehr von Heribert geführten Beraterkreises um Otto III. stehen würde. Heriberts Vorhaben (wie auch eine Kandidatur des Markgrafen Ekkehard von Meißen) scheiterte bekanntlich vor allem an Heinrichs Entschlossenheit und dessen Unterstützung durch Willigis; dies bedeutete zudem die Durchsetzung des vom Baiernherzog verfochtenen Erbrechts gegen das von Heribert reklamierte Prinzip ungebundener Wahl. Letzteres mag dazu beigetragen haben, daß die erstmals bei Martin von Troppau begegnende spätmittelalterliche „Kurfürstenfabel", welche die Anfänge des Wahlkollegs in die Zeit Ottos III. verlegt, seit dem 14./15. Jahrhundert auch in einer etwa von den Dominikanern Heinrich von Herford oder Hermann Korner tradierten Version vorliegt, nach der vornehmlich Heriberts Aktivitäten dessen Ent-

---

[41] Gunther Wolf, Die Heilige Lanze, Erzbischof Heribert von Köln und der *secundus in regno* Pfalzgraf Ezzo, in: ZKG 104 (1993), S. 23–27. Über die Ezzonen im 10./11. Jahrhundert handelte zuletzt Helmut Kluger, *Propter claritatem generis*. Genealogisches zur Familie der Ezzonen, in: Köln. Stadt und Bistum (wie Anm. 18: Fried), S. 223–250. S. auch M. Parisse, Ezzo/Ezzonen, in: LMA IV (1989), Sp. 197–202; Beuckers, Ezzonen (wie Anm. 10), passim.

[42] Fried, Theophanu (wie Anm. 18), S. 174; ders., Weg (wie Anm. 4), S. 569.

stehung bewirkten. Indes konnte der erste *Chur-Fürst zu Coellen*, wie er noch am Ausgang des 17. Jahrhunderts tituliert wurde, in Wirklichkeit nur dem Baiernherzog als König Heinrich II. im August 1002 zu Duisburg huldigen und seiner Anerkennung obendrein durch Anwesenheit bei der Thronsetzung des neuen Herrschers am 8.IX.1002 zu Aachen Ausdruck verleihen. Duisburg und Aachen, Orte der Demütigung für den Kölner: Dort hatte sein Kandidat, der Konradiner Hermann, eine Koalition mit Ekkehard von Meißen eingehen wollen, hier hatte er sich selbst für den Schwabenherzog erklärt.

Der Sieger kannte keine Großmut, kein Verzeihen. Heribert verlor sogleich sein Kanzleramt und wurde von allen Reichsgeschäften ausgeschlossen. 1003 mußte er auf einer Synode in Diedenhofen (Thionville) erstmals erleben, wie Heinrich II. aus dem kanonischen Recht eine politische Waffe gegen Konradiner und Salier zu schmieden wußte, da er die Ehe einer Tochter Hermanns II. von Schwaben mit Konrad I. von Kärnten attackierte. Lantbert bringt das von Mißtrauen und latenter Feindseligkeit bestimmte Verhältnis der zwei – später beide als Heilige verehrten – Männer auf die einprägsame Formel *simulatae pacis longa discordia*. Das trifft, und alle katholische Neohagiographie des 19. und 20. Jahrhunderts kann diese durch einen geheuchelten, einen Schein-Frieden notdürftig kaschierte Zwietracht nicht hinwegharmonisieren. Sie wurde allenfalls dann von Phasen des Ausgleichs oder gar Einvernehmens unterbrochen, wenn dem kühl kalkulierenden Herrscher Heriberts Erfahrungen und Mittlerdienste nützlich oder vonnöten waren. Dies galt vor allem für 1004 und 1015 bis 1017 in Italien anstehende Probleme. (Wenn der Erzbischof auch 1004 dem Herrscher bei der Durchsetzung seiner Ansprüche als *Romanorum Rex* gegen Arduin von Ivrea half[43], so schenkte der ostentativ die *Renovatio regni Francorum* propagierende Heinrich II. indes bei allen Vorgaben und Traditionen seiner Vorgänger den italienischen Verhältnissen doch weniger Aufmerksamkeit.) Während eben jener Jahre begegnet Heribert wiederholt als Intervenient in königlichen Urkunden: Solange Heinrich seiner bedurfte, blieb sein Wort am Hof nicht ungehört.

Auch sollte und konnte er den Herrscher mit seinem Bruder Heinrich von Würzburg versöhnen, der eigentlich seit früher Stunde dessen Parteigänger war (was im übrigen der These konradinischer Herkunft entgegensteht)[44], sich dann aber dem königlichen Verlangen widersetzte, für die Gründung eines als Reichszentrum ausersehenen Bistums Bamberg Gebiete der eigenen Kiliansdiözese abzutreten. In der Sache lief die Vermittlung wohl darauf hinaus, daß der ältere Bruder auf Grund eigener einschlägiger Erfahrungen dem jüngeren die Zwecklosigkeit solcher Opposition vor Augen führte – für seine Person war er schon zu Frankfurt 1007 resignierend dem Votum der dort wegen der Gründung versam-

---

[43] W.C. Schneider, Heinrich II. als *Romanorum rex*, in: QFIAB 67 (1987), S. 421–446.

[44] Fried, Weg (wie Anm. 4), S. 603; zu Heinrich von Würzburg zuletzt Wendehorst (wie Anm. 14).

melten Synode beigetreten. Heinrich II. hatte sein Ziel erreicht, und er erreichte es auch in Trier, wo er über Jahre wegen des Erzstuhls mit seinen luxemburgischen Schwägern in Fehde gelegen hatte. Denn der von Heribert in Aachen 1017 – also noch zur Zeit italienbedingter Zusammenarbeit – herbeigeführte Ausgleich bedeutete letztlich den Sieg des königlichen Kandidaten Poppo über die Ansprüche der Lützelburger, deren zunehmende Macht in Lothringen wohl auch dem Kölner bedrohlich schien[45].

Bamberg und Trier markieren überdies Stationen eines Prozesses, der sich modern als „Einstaatung der Kirche" umschreiben ließe. Bekanntlich hatten schon Heinrichs II. liudolfingische Vorgänger ihre Herrschaft wesentlich auf kirchliche Institute und Personen gegründet, wobei sie ihrerseits karolingische Traditionen aufgriffen und verstärkten, doch derart intensiv und umfassend wie er hatte dies noch keiner der Ottonen getan. Von einem ottonisch-salischen Reichskirchensystem[46] – so man die in der jüngeren Forschung als typologischer Ordnungsbegriff umstrittene Bezeichnung überhaupt beibehalten will – läßt sich eigentlich erst seit der Zeit Heinrichs II. sprechen[47], der im übrigen, ursprünglich selber für den geistlichen Stand vorgesehen, wie wohl kein anderer deutscher Herrscher des 10./11. Jahrhunderts (trotz der berühmt-berüchtigten „Bärenszene") Bischöfen und Äbten ebenbürtig war und dessen starke Hand bis in das Diktat seiner Urkunden zu spüren ist[48]. Für die betroffenen Kirchen und Prälaten bedeutete dies, daß sie für die Reichsverwaltung und -sicherung wie für die Königsgastung in einem Ausmaß herangezogen wurden, das die wegen der Italienzüge ohnehin schon hohen Forderungen Ottos II. und Ottos III. noch überstieg. Nach Lantbert

---

[45] Zur Rolle Heriberts in der Bamberger und Luxemburger Frage Franz-Reiner Erkens, Fürstliche Opposition in ottonisch-salischer Zeit ..., in: AKG 64 (1982), S. 349 ff.; Heinz Wolter, Die Synoden im Reichsgebiet und in Italien von 916 bis 1056, Paderborn u.a. 1988, S. 236, 238, 240 f., 252. Gegen Bamberg als Zentralort Heinrichs II. einschränkend Heinrich Fichtenau, 'Stadtplanung' im früheren Mittelalter, in: Ethnogenese und Überlieferung ..., hrsg. v. Karl Brunner/Brigitte Merta (VIÖG 31), Wien-München 1994, S. 247 f.

[46] R. Schieffer, Reichskirche (II), in: LMA VII (1995), Sp. 627 f. (er kündigt dort seine Arbeit „Der geschichtliche Ort der ottonisch-salischen Reichskirchenpolitik" an); ders., Der ottonische Reichsepiskopat zwischen Königtum und Adel, in: FMST 23 (1989), S. 291–301. S. auch Müller, Erzbischöfe (wie Anm. 3), S. 15 f., und Fried, Formierung (wie Anm. 4), S. 165 ff. (beide mit Überblick über die Forschungsdiskussion und weiterer Literatur zum Thema).

[47] Stefan Weinfurter, Die Zentralisierung der Herrschaftsgewalt im Reich durch Kaiser Heinrich II., in: HJb 106 (1986), S. 241–297, bes. S. 286. Über die allgemeine Intensivierung königlicher Herrschaft unter Heinrich II. vgl. ders., Zur Funktion des ottonischen und salischen Königtums, in: Mittelalterforschung (wie: Anm. 8: Fried), S. 353 ff. Abzuwarten bleibt die Publikation der Beiträge einer von Weinfurter und Schneidmüller geleiteten Tagung „Otto III. – Heinrich II.: Eine Wende?" (Bamberg, Juni 1996).

[48] Hoffmann, Mönchskönig und *rex idiota* (wie Anm. 7); ders., Eigendiktat in den Urkunden Ottos III. und Heinrichs II., in: DA 44 (1988), S. 390–423.

überschritt es im Falle Heriberts wegen Heinrichs alter Rachsucht gar Recht und Billigkeit.

Der Deutzer Scholaster leitet mit dieser Bemerkung ein Kapitel ein, das die Brüchigkeit besagten Scheinfriedens und Ausgleichs auf Zeit illustriert: Im Herbst des Jahres 1020 machte sich der König daran, wie erwähnt, den Konradiner Otto von Hammerstein und dessen Gattin Irmingard auf ihrer Burg gegenüber Andernach zu belagern, nachdem ihre Ehe von ihm, dem Kenner des Kirchenrechts, nach bewährtem Muster als unkanonisch angefochten worden war und er das Paar hatte exkommunizieren lassen. Für das Unternehmen forderte er nun die Hilfe des Kölners an, die ihm dieser noch zwei Jahre zuvor beim blutigen und verlustreichen Kampf gegen den Grafen Dietrich III. von Holland geleistet hatte. Jetzt aber lehnte Heribert unter Hinweis auf eine schwere Erkrankung ab – Heinrich, der seit zwei Jahrzehnten die konradinisch-salische Partei unerbittlich verfolgte, glaubte deren Widerstand noch immer nicht gebrochen und eilte nach Einnahme der Feste um die Jahreswende 1020/21 unverzüglich nach Köln, um den Verweigerer zur Rechenschaft zu ziehen.

Doch statt zu Streit und Strafe kam es unter Küssen und Tränen zu Abbitte und Versöhnung – die Darstellung der Umstände, unter denen die Rekonziliation sich vollzog, ist im übrigen aufschlußreich für Zeremoniell, Riten und Umgangsformen der Zeit und zeigt, daß die Feststellung von Johan Huizinga, alle Geschehnisse im Leben der Menschen hätten früher ungleich schärfer umrissene äußere Formen als heute besessen, nicht nur für den „Herbst des Mittelalters" Gültigkeit besitzt. Des weiteren ist (nicht allein) dieses Kapitel der Vita ein Zeugnis mittelalterlicher Visionsliteratur, wird doch geschildert, wie der Kölner Kathedralpatron Petrus den Kaiser im Traum mahnte, von seiner Verfolgung Heriberts abzulassen. Aber weder himmlisches Eingreifen noch irdisches seitens der Bischöfe Wolbodo von Lüttich oder Meinwerk von Paderborn, von dem spätere Quellen wissen wollen, bewirkten die Versöhnung. Vielmehr begegnete Heinrich II. einem Mann, der tatsächlich schwer erkrankt war. Denn bereits einige Wochen später weilte Heribert – obendrein wohl durch einen außergewöhnlich strengen Winter geschwächt – nicht mehr unter den Lebenden.

Möglicherweise hat Heinrich II. damals bereits die Nachfolge in Köln vorbereitet: Mit dem aus bairischem Aribonengeschlecht stammenden Bamberger Dompropst und italienischen Kanzler Pilgrim[49] ließ er sie jemandem zukommen, der sowohl sein unbedingtes Vertrauen besaß als auch Landesfremder war. Aufgrund dieser beiden für ihn grundlegenden Prinzipien konnte Heinrich II. generell und auf Dauer einen „reichsweite(n) Ausgleich zwischen den Adelsgruppen verschiedener Stämme realisieren. . . Die reichsintegrative Wirkung ist kaum zu

[49] Trotz der bei H. Seibert, Pilgrim, in: LMA VI (1993), Sp. 2157, angegebenen Literatur: Der Erzbischof ist seit der 1883 erschienenen Dissertation von Gustav Schnürer nicht mehr Thema einer – sicher lohnenden – Monographie gewesen.

überschätzen; es war Volkswerdung in actu"[50]. Was sich bei Theophanu und Otto III. negativ als Entfernung von Westfranken-Frankreich definieren läßt, erhält unter Heinrich II. sein positives Komplement: Deutschland hatte seinen Weg in die Geschichte gefunden. Allerdings will auch eine andere, gegenläufige Bewegung beachtet sein, welche zumindest den kölnisch-niederrheinischen Raum ebenso stark prägte: Die mit Theophanu und Otto III. einsetzende Verleihung ganzer Grafschaften und umfänglicher Gerichtsrechte an Bischöfe leitete die Entstehung geistlicher Fürstentümer ein, was Heinrich II. durch seine Personalpolitik der harten Hand zwar konterkarieren mochte; doch speziell im Fall der Kölner Kirche wurden wegen der Spannungen zwischen Kaiser und Erzbischof und wegen dessen weitgehendem Ausschluß vom Reichsregiment über zwei Jahrzehnte hin die Verbindungen der Lande am Niederrhein zur Zentrale schwächer[51], es läßt sich dort die künftige königsferne Zone schon erahnen.

VI. Erzbischof von Köln (999–1021)

1. Wahl

Im Juli 999 wurde Heribert von Klerus und Volk in Köln als Nachfolger des Everger zum Vorsteher der Petruskirche erwählt und zwar mit jener erforderlichen Einstimmigkeit, die Gottes Willen kundtat. Doch der Menschen Wille half nach, zumindest derer, die sich am Ende durchsetzten. Denn widerstreitende Interessen prallten aufeinander; der von der Geistlichkeit favorisierte Dompropst Wigger-Wezelin fand nicht die Zustimmung der weltlichen Großen (auf sie reduzierte sich der *populus*), indes auf den vom Abgelehnten selber vorgeschlagenen Heribert vereinten sich dann sogleich alle Stimmen. Bei den Opponenten dürfte es sich um eine dem Kaiser nahestehende Gruppe gehandelt haben, angeführt von den Ezzonen, der mächtigsten Familie der Region. Bezeichnenderweise war der einzige namentlich bekannte Teilnehmer der erwähnten Kölner Gesandtschaft, die Otto III. in Italien um Bestätigung der Wahl bat, ein Bruder des Pfalzgrafen, nämlich jener Graf Hermann von Ruhrgau, den Heribert später wahrscheinlich zum ersten Vogt des Klosters Deutz ernannte. (Diese Umstände sprechen im übrigen für die traditionelle, kürzlich indes bestrittene genealogische Zuordnung Hermanns[52].) Und jener Wigger-Wezelin, der wohl kaum ganz freiwillig seine eigenen Ambitionen aufgegeben hatte, wurde schließlich doch noch Bischof: 1014 bestellte Heinrich II. ihn zum Oberhirten von Verden, nachdem er

---

[50] Fried, Weg (wie Anm. 4), S. 630. Einige Vorbehalte erweckt das in diesem Zusammenhang relevante Buch von Albert Graf Finck zu Finckenstein, Bischof und Reich. Untersuchungen zum Integrationsprozeß des ottonisch-frühsalischen Reiches (919–1056) (Studien zur Mediaevistik 1), Sigmaringen 1989.

[51] Fried, Weg (wie Anm. 4), S. 608.

[52] Vgl. Kluger, *Propter claritatem* (wie Anm. 41), S. 235 ff. (ebd. S. 230 Anm. 46 und S. 237 zu Hermann als Graf des Ruhrgaus).

von Heribert kurz zuvor seines Amts als Dompropst entsetzt worden war. Die Kölner Wahl weist mithin weit über den lokalen und regionalen Rahmen hinaus in jene großen Zusammenhänge und Spannungsfelder, die auch für die damalige Reichspolitik bestimmend waren. Allerdings bleibt im Fall des Wigger-Wezelin einschränkend zu bedenken, daß er möglicherweise auch nur die auf Unabhängigkeit von der kaiserlichen Gewalt bedachten Kräfte der Ortskirche repräsentierte und Heinrich II. ihn nicht aus Dankbarkeit für frühe Treue zur bairisch-mainzischen Partei förderte, sondern daß er dem Herrscher lediglich willkommene Gelegenheit bot, den ungeliebten Erzbischof einmal mehr seine Macht spüren zu lassen.

2. Amtsführung und Seelsorge

Aus dem spannungsvollen Verhältnis der beiden ergab sich noch eine andere, „kölnische" Konsequenz, und zwar auf zwei Jahrzehnte: Weitgehend von den Reichsgeschäften ferngehalten, sah Heribert sich seit 1002 fast ausschließlich auf seine bischöflichen Aufgaben verwiesen. Solche Beschränkung tat der Kölner Kirche wohl, wie überhaupt das Regiment führungserfahrener Reichsbischöfe der ottonisch-frühsalischen Zeit unter dem Aspekt der *cura exteriorum* vorwiegend positiv zu beurteilen ist; darüber hinaus wurde auch die *cura interiorum* von den Besten nicht minder verantwortungsvoll ausgeübt. Hiermit sind schon die beiden für das bischöfliche Amtsbild im 10. Jahrhundert grundlegenden Prinzipien genannt: Nach der klassischen Scheidung Gregors des Großen umfaßten sie einerseits die genuin priesterlichen Aufgaben wie Meßfeier, Predigt, Spendung von Sakramenten und Weihen, Wahrnehmung des Lehramts, Visitationen u.ä.m., andererseits die Regierungsgewalt über das Bistum, Erfüllung von Schutzpflichten, Aufsicht über das Kirchengut, allgemeine Verwaltung und zudem bei einem Herrscher wie Heinrich II. die Bereitstellung erheblicher materieller und personeller Ressourcen für König und Reich[53].

Von adeliger Herkunft und Vorsteher einer bedeutenden Kirche, gehörte Heribert zu den aus der Welt der „Krieger" stammenden „Betern", die um das See-

[53] Neben den einschlägigen Passagen in den Studien von Engels über den Reichsbischof im 10./11. Jahrhundert bzw. in ottonischer und frühsalischer Zeit (wie Anm. 6) s. die Arbeiten von Johannes Helmrath, Köln im Itinerar der Könige (450–1550)..., in: Geschichte in Köln 4 (1979), S. 59f. (zur Königsgastung); Michael Parisse, L'évêque impérial dans son diocèse. L'exemple lorrain aux Xe et XIe siècles, in: Institutionen, Kultur und Gesellschaft im Mittelalter. Fschr. Josef Fleckenstein, Sigmaringen 1984, S. 179–193; Gerhard Weilandt, Geistliche und Kunst. Ein Beitrag zur Kultur der ottonisch-salischen Reichskirche und zur Veränderung künstlerischer Traditionen im späten 11. Jahrhundert (Beihefte zum AKG 35), Köln u.a. 1992, S. 13–33, bes. 16 ff.; Ernst Schubert, Der Reichsepiskopat, in: Bernward (wie Anm. 21: Oexle), S. 93–102. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auch auf: Bischof Ulrich von Augsburg 890–973. Seine Zeit – sein Leben – seine Verehrung. Fschr. aus Anlaß des 1000jährigen Jubiläums zur Kanonisation im Jahre 993, hrsg. v. Manfred Weitlauff (Jb. des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte 26/27), Weißenborn 1993, u.a. mit einer Studie des Herausgebers zu „Leben und Wirken eines Reichsbischofs der ottonischen Zeit" (S. 69–142).

lenheil aller, d.h. in der Masse der „Arbeiter", zu sorgen hatten[54]. Mit jenem berühmten System der drei Ordnungen, dem funktionalen Konzept der Scheidung von *laboratores, bellatores* und *oratores*, das um die Jahrtausendwende Allgemeingut geworden war, versuchte man, die gesamte Gesellschaft auf den Begriff zu bringen, soziale Zustände wie deren Wandel wahrzunehmen. Den Historiker fasziniert das Bemühen einer Elite um Rationalität, doch tief ist der Graben zwischen den wenigen *litterati* und den vielen *illitterati*, über deren Alltag wir trotz intensiver Forschungen nur wenig wissen. In ihrer oralen Gesellschaft, dies kann zumindest als sicher gelten, herrschten Angst vor den existentiellen Gefahren des Diesseits und davor, das noch existentiellere Heil im Jenseits zu verfehlen. Es herrschten magische Vorstellungen, auch alles Sakrale – ob Eucharistie oder Reliquien – und vor allem das Wunder wurden als magisch erlebt; man suchte die Ver-, nicht die Entzauberung. Heribert hat als Bischof vor tausend Jahren denselben christlichen Glauben verkündet, wie er heute gelehrt wird, doch die Gläubigen verstanden und vor allem (er)lebten ihn anders. Die Frontlinien zwischen christlicher Rationalität, erkennendem Nachvollziehen von Gottes Heilslehre und unchristlichem Aberglauben waren alles andere als klar, auch für manchen Priester und – wie etliche Beispiele lehren – selbst für Vertreter des hohen Klerus. Der gute Bischof als Seelsorger hatte es von Herkunft, Wissen und in der Sache schwer, und starb er im Ruf der Heiligkeit, wurde er alsbald selbst zum Objekt der Volksfrömmigkeit.

3. Nächstenliebe mit System

Heriberts Pontifikat bestimmten aufs Ganze Effizienz und Erfahrung; was bereits die Ravennater Jahre hatten erkennen lassen, fand am Rhein seine Fortsetzung. Inspiration und Kreativität waren weniger seine Sache als Organisation und Verwaltung. Die unspektakuläre Arbeit des Praktikers erbrachte auf einem Gebiet allerdings für die Zeit spektakuläre Ergebnisse, als er auf größte Bedrängnis und Not rasch reagieren mußte. Der Anfang des neuen Jahrtausends zählte zwar zu einer bereits im 10. beginnenden, ebenso langwährenden wie langsam einsetzenden Epoche wirtschaftlichen Aufschwungs[55], doch die Zeitgenossen bemerkten davon wenig, im Gegenteil: Furchtbare Hungersnöte suchten Mitteleuropa 1005/06 und 1009 heim. Die Verzweifelten schreckten auf ihrer panikarti-

---

[54] Das Folgende nimmt in verkürzter und vereinfachender Form Ergebnisse von Forschungen auf, die sich vor allem mit den Namen Le Goff, Duby und Oexle verbinden; in kurzem Überblick resümiert von Fried, Formierung (wie Anm. 4), S. 139 ff., der die oft stark theoretisierenden Studien auch in anschauliche Darstellung umzusetzen verstand: Weg (wie Anm. 4), S. 792–806, vgl. S. 158–161. Zu erwähnen sind des weiteren in diesem Zusammenhang die bekannten Arbeiten von Gurjewitsch, Kieckhefer und Jean-Claude Schmitt über Volkskultur, Aberglaube und Magie.

[55] Letzte Überblicksdarstellung in dem von Philippe Contamine u.a. herausgegebenen Handbuch: L'économie médiévale, Paris 1993, dessen zweiter, großteils von Jean-Luc Sarrazin verfaßter Teil bezeichnenderweise überschrieben ist „La croissance (milieu X^e-début XIVe siècle)".

gen Landflucht nicht einmal vor Kannibalismus und Nekrophagie zurück; gnadenlos war der Überlebenskampf, auch unter- und gegeneinander. Um aus der kürzlich wiederentdeckten Dissertation des spanischen Philosophen und Kulturkritikers Ortega y Gasset über „Die Schrecken des Jahres eintausend" zu zitieren: „Der Kampf ums Dasein ist schrecklich und unverhohlen . . . Man läßt nur einen Unterschied zwischen den Menschen gelten: die Muskeln"[56]. Das Elend sammelte sich in den Städten, besonders an Bischofssitzen und Klöstern, wo Vorrat begrenzt zur Verfügung stand.

Der bischöflichen Pflicht, mit den Armen Christus selbst aufzunehmen, ihnen Vater zu sein, entsprach Heribert sofort. Doch er tat mehr, er gab der Caritas System. Zunächst besorgte er in Köln den Notleidenden Unterkunft, Speise und Kleidung; vertrauenswürdigen Klerikern stellte er Geld zur Verfügung, damit sie an anderen Orten des Bistums Ähnliches tun konnten. Nachdem das Schlimmste überstanden war, forderte er die noch Fähigen zur Rückkehr auf und versprach dazu seine Hilfe. Als die Not neuerlich ausbrach, waren die Strukturen von einer *Matricula* bis zum eigenen Almosenverwalter vorhanden. „Der caritative Reichskanzler" wurde er darum kürzlich genannt[57]. Das trifft nicht ganz zu – ihm war das Amt ja schon 1002 entzogen worden – und dennoch trifft es: Seine frühere Tätigkeit als hoher Reichsbeamter befähigte ihn im Verein mit seinem persönlichen Talent, solcher Herausforderung mit – modern gesprochen – strukturellen Maßnahmen sowie mit Dezentralisierung, Resozialisierung und Spezialisierung zu begegnen. Was hier nach Management des Mangels klingt, hat in den Viten, vor allem bei Rupert, seine tiefere und zeitgemäße Dimension: Er entwirft an dieser Stelle eine Theologie der Armut im Geist der Reform von Fruttuaria und Siegburg, welche die Not als ein Symptom großer Krise wertet, die aber durch die Pietas Christi und die tätige Compassio des Erzbischofs Heilung erfährt[58]. Und wenn auf der Stirnseite des Heribertsschreins die Gestalten der Caritas und Humilitas den Heiligen umgeben, so spiegeln sich auch darin theologische, nämlich augustinische und benediktinische Vorstellungen über die enge Verbindung dieser beiden Fundamentaltugenden, doch der heutige Betrachter mag darin eine Würdigung der konkreten sozial-karitativen Tätigkeit Heriberts hineindeuten.

---

[56] Die Schrecken des Jahres eintausend. Kritik an einer Legende (Reclam-Bibliothek 1448), Leipzig 1992, S. 11.

[57] Marie-Luise Laudage, Caritas und Memoria mittelalterlicher Bischöfe (Münstersche Histor. Forschungen 3), Köln u.a. 1993, S. 152–160 (Zitat: S. 152). Allgemein Peter Dinter, Die Armenfürsorge in Bischofsviten des 10. bis 12. Jahrhunderts, in: *Arbor amoena comis* . . ., hrsg. v. Ewald Koensgen, Stuttgart 1990, S. 133–142.

[58] Arduini, Rupert (wie Anm. 11), S. 204–244; vgl. aber die Besprechung von Peter Dinter, in: AHVN 192/93 (1990), S. 199–204.

4. Stadt und Stadtherr[59]

Die Nachricht der Vita, Heribert habe auch mit Geld die Not zu bewältigen gesucht, braucht weder zu erstaunen noch als Schilderung eines erst zur Zeit ihrer Abfassung üblichen Zustands angesehen zu werden. In Köln dürften die Hungernden nicht nur wegen der geistlichen Institute und Personen, sondern auch deshalb Zuflucht gesucht haben, weil die Stadt als Zentrum von Handel und Gewerbe einen gewissen Wohlstand kannte. Im Schnittpunkt der großen West-Ost- und Nord-Süd-Verbindungen gelegen, fanden hier bereits im frühen 11. Jahrhundert jährlich drei große Märkte statt (von Messen wird man in diesem Zusammenhang noch nicht reden wollen). Insbesondere der ökonomische Aufstieg des exportorientierten Flandern im 10. Jahrhundert trug dazu bei, daß Köln zur ersten – Mainz abdrängenden – Handels- und Wirtschaftsmetropole des Rheinlands wurde, wo auch Friesen ihre Tuchproduktion absetzten und umschlugen, wo sich ein vorwiegend noch für die Kirchen am Ort, aber zunehmend bereits für den Fernhandel arbeitendes Handwerk zu verselbständigen und differenzieren anschickte, wo die Handels- und Gewerbetätigkeit zur Zeit Heriberts offenbar schon das Fassungsvermögen des Markts in der Rheinvorstadt zu übersteigen begann, so daß sein Nachfolger Pilgrim (1021–1036) einen Neu(-Stadt-)Markt im Westen anlegte.

Und es spricht auch für sich, wenn nunmehr eine gesellschaftlich am Rand, wirtschaftlich aber im Zentrum stehende Gruppe in Köln faßbar wird, deren Mitglieder im Reich des 10./11. Jahrhunderts als Kaufleute schlechthin galten: die der Juden. Nach einem Rechtsgutachten des Mainzer Rabbi Gerschom ben Jehuda zu urteilen, waren Reisen von Mainzer und Wormser Juden zu den kölnischen großen Märkten gang und gäbe; in Köln selbst wurde wohl 1012 eine Synagoge errichtet. Selbst wenn sie sich äußerlich, in Kleidung und Haartracht, noch nicht von den Christen unterschieden, dürften die Juden auch damals, ein Jahrhundert vor den blutigen Pogromen der Kreuzzugszeit, schon vereinzelt Opfer von Aversionen und Ausschreitungen gewesen sein; allerdings wurden sie von einem Erzbischof geschützt, der das zu eigenem und der Stadt Nutzen tat[60].

---

[59] Franz-Josef Verscharen, Köln im Zeitalter der Ottonen, in: Theophanu (wie Anm. 3: Müller), S. 71–87; auf Zustände des 10. und frühen 11. Jahrhunderts greift wiederholt zurück Hugo Stehkämper, Die Stadt Köln in der Salierzeit, in: Die Salier und das Reich (wie Anm. 6: Engels), Bd. 3, S. 75–152; kurz F(ried) M(ühlberg), Köln und seine ottonischen Reichsbischöfe, in: Bernward (wie Anm. 21: Oexle), Bd. 2, S. 216 ff. Ein druckfertiger Beitrag von Franz-Reiner Erkens, „Sozialstruktur und Verfassungsentwicklung in der Stadt Köln während des 11. und 12. Jahrhunderts" (1989) wurde bislang nicht veröffentlicht, da der als Publikationsort vorgesehene Band in der Reihe „Städteforschung" noch immer aussteht. Bei dem Projekt einer mehrbändigen Kölner Stadtgeschichte unter der Leitung von Hugo Stehkämper bin ich selbst mit dem bis 1075 reichenden Beitrag über das frühmittelalterliche Köln befaßt.

[60] Allgemein Markus J. Wenninger, Zum Verhältnis der Kölner Juden zu ihrer Umwelt im Mittelalter, in: Köln und das rheinische Judentum. Fschr. Germania Judaica 1959–1984, hrsg. v. Jutta Bohnke-Kollwitz u.a., Köln 1984, S. 17–34; zum ersten Synagogenbau (nach Doppelfeld) ebd. Hannelore Künzel, S. 60.

Aufschlußreich in diesem Zusammenhang ist schließlich die von der Vita bezeugte Existenz eines Vorstehers der Kaufleute, wobei offenbleiben muß, ob dieser *praepositus negotiatorum* bereits als Repräsentant eines genossenschaftlichen Zusammenschlusses oder aber als bischöflicher (oder gar: königlicher ?) Beauftragter zu gelten hat bzw. beide Funktionen in seiner Person vereinte. Sollte ersteres zutreffen, ließe sich hier schemenhaft eine Vorstufe zur späteren Bürgergemeinde erahnen, die dann beim Streit des Erzbischofs Hermann II. (1036–1056) um die Aufsiedlung des Rheinufers seit der Mitte des 11. Jahrhunderts erste Konturen gewinnt und unter Anno II. (1056–1075) deutlicher faßbar wird.

Doch gehört Heriberts Pontifikat noch ganz in die Periode bischöflicher Stadtherrschaft, die urkundlich 979 bezeugt ist, in der Sache aber sicher auf die Zeit des Kaiserbruders Brun (953–965) zurückgeht. Die *Summa potestatis* des Bischofs setzte sich neben der Finanz- und Markthoheit wesentlich aus dem Besitz der Grafenrechte über Civitas und Bannmeile und der damit zusammenhängenden Lösung aus der Komitatsgerichtsbarkeit zusammen, wobei der vom Oberhirten mit der Ausübung der nunmehr eigenen Hochgerichtsbarkeit betraute Burggraf erstmals unter Heribert nachweisbar ist. (Auf einem anderen Blatt steht, daß gerade diese Exemtion der Stadt aus dem Gerichtsbezirk des Umlands durch Brun sowie dessen Schaffung bzw. durchgreifende Ordnung des innerstädtischen Pfarrsystems für die spätere Gemeindebildung eine wesentliche strukturelle Grundlage bilden sollte.)

5. Adel

Ein anderes Leitmotiv späterer kölnischer Politik klingt dagegen bereits unter Heribert deutlich an: die Auseinandersetzung des Erzbischofs mit dem Adel des Umlands. Sein vorzügliches Verhältnis zu Ezzo, das über besagte Verbundenheit beider mit Otto III. hinaus auch in gemeinsamer Gegnerschaft zu Heinrich II. gründete – der Pfalzgraf sah sich durch ihn großer Reichsgüter in Ostfranken und Thüringen, Mitgift seiner Gattin Mathilde, beraubt und überfiel 1011 den König zusammen mit den Luxemburgern -, hat eher als Ausnahme denn als Regel zu gelten.

Mit den Grafen von Werl zerfiel Heribert nämlich wegen des sauerländischen Kanonissenstiftes Oedingen, das dessen Gründerin Gerberga durch Reservation der Besetzung von Abbatiat und Vogtei nur eingeschränkt dem Kölner unterstellen wollte, der seinerseits auf eine vollständige Übertragung mit allen eigenkirchlichen Konsequenzen drängte. Dies gelang ihm 1014 im Fall des Kanonissenstifts Geseke (bei Lippstadt), aber vielleicht erst nach Auseinandersetzungen wiederum mit den Werlern, die mit der haholdischen Gründerfamilie verwandt waren. Stehen jener Soester Vertrag von 1014 und der Streit um Oedingen in größerem Zusammenhang? Versuchte Heribert systematisch, die Kölner Position in Westfalen aufzubauen, auch gegen den in frühere haholdische Gebiete vordringenden Bischof Meinwerk von Paderborn? Hat er gar als Vater der kölnischen Territorialpolitik des Mittelalters zu gelten, wie Wilhelm Levison vermutete?

Dieser sah offensichtlich auch Heriberts zunächst befremdendes Zusammengehen mit der berühmt-berüchtigten Adela von Elten, Gräfin im Hamaland, und deren zweitem Gemahl Balderich von Drenthegau in solchem Kontext. Balderichs Streit mit dem Billunger Wichmann um das Erbe des gemeinsamen Verwandten Gottfried, Grafen im Hattuariergau, erreichte im Oktober 1016 seinen blutigen Höhepunkt, als Adela, die eigentlich treibende Kraft in der Auseinandersetzung[61], Wichmann nach einem Besuch auf ihrer Burg Uplade (bei Elten) – dem Treffen war eine vorgebliche Versöhnung vorausgegangen – ermorden ließ und Balderichs Mannen Monreberg (bei Kalkar), den Sitz des Gegners, einnahmen. Der Kaiser schaltete sich ein; Balderich hatte inzwischen bei Heribert Zuflucht gesucht und gefunden, war aber dank der Intervention des Erzbischofs bald wieder mit Heinrich II. ausgesöhnt. Seine letzten Jahre verbrachte er auf der Burg Heimbach seines Parteigängers Graf Gerhard von Elsaß, bestattet wurde er in dem von ihm und Adela gegründeten Stift Zyfflich, das Heribert zwischen 1014 und 1016 geweiht hatte. Adela, die im Gefolge schwärzester Charakterisierung durch den Chronisten Albert von Metz[62] als „Mannweib der schlimmsten Sorte", als „deutsche Medea" und „Lady Macbeth vom Niederrhein" apostrophiert wurde, lebte dagegen am Ende in Köln, und zwar von zwei Pfründen des Doms und der Abtei Deutz, die sie einst beschenkt hatte und wo ihr ein ehrendes Angedenken bewahrt wurde.

Dachte Heribert bei dieser Affäre also an sein Kloster? Wollte er als Territorialherr an den Niederrhein ausgreifen, mochte Niederlothringen auch noch so sehr von Streit und Gewalt erschüttert werden? Seinen Vorteil mag er in der Tat mit im Auge gehabt haben, allein nicht um jeden Preis und im Bund mit einem Mörder. Auffällig ist auch die Konzilianz Heinrichs II., sein bereitwilliges Eingehen auf Heriberts Vermittlung. Balderichs Ansprüche waren nämlich allem Anschein nach keineswegs unbegründet, den Meuchelmord konnte man ihm nicht anlasten. Und Heriberts Fürsorge für Adela, die skrupellose Hauptschuldige, die am

---

[61] W. Jappe Alberts, Overzicht van de geschiedenis van de Nederrijnse territoria tussen Maas en Rijn ± 800–1288, Assen 1979, S. 23 f.; Egon Boshof, Königtum und adelige Herrschaftsbildung am Niederrhein im 9. und 10. Jahrhundert, in: Königtum und Reichsgewalt am Niederrhein, hrsg. v. Klaus Flink/Wilhelm Janssen (Klever Archiv 4), Kleve 1983, S. 33 ff. Es liegen mehrere neue Studien zu Adela, teilweise mit feministischem Einschlag, in niederländischer Sprache vor; s. etwa: R. Strating, Adela, heerszuchtige vrouw of vrouwelijke heerser?, in: Vrouw, familie en macht. Bronnen over vrouwen in de middeleeuwen, uitgeg. door M. Mostert e.a. (Amsterdamse histor. reeks, grote ser. 11), Hilversum 1990, S. 167–180.

[62] Diese Quelle gibt es jetzt in einer neuen, von Hans van Rij und Anna Sapir Abulafia besorgten Ausgabe und Übersetzung: Alpertus van Metz, Gebeurtenissen van deze tijd en Een fragment over bisschop Diederik I van Metz, Amsterdam 1980. S. auch Rolf Grosse, Albert von Metz, in: LThK I (^{3}1993), Sp. 332.

Ende aber allein und ohne Mittel dastand, stellte nurmehr einen Akt der Barmherzigkeit dar.

6. Suffragane

In diesem Konflikt trat Bischof Dietrich I. von Münster im Gegensatz zu Heribert auf Wichmanns Seite, während er wiederum gemeinsame Sache mit dem Kölner gegen die Grafen von Werl gemacht haben könnte. Doch lassen sich über das Verhältnis von Metropolit und Suffragan kaum mehr als Vermutungen anstellen, was ebenfalls im Fall des Bischofs Adalbold von Utrecht gilt, hier allerdings unter eher negativen Vorzeichen, da dieser einer der entschiedensten Parteigänger Heinrichs II. war[63]. Auch über die Beziehungen der Bischöfe von Osnabrück und Minden zum Kölner verlautet praktisch nichts, zumal Heribert eines der wichtigsten Vorrechte des Metropoliten, die Einberufung und Abhaltung von Provinzialkonzilien, nicht wahrnahm – indes spielten diese als Instrument geistlicher Aufsicht und Reformen damals noch keine allgemeine Rolle[64].

Ungleich bedeutender als jene Diözesen aber war im Kölner Verband das Bistum Lüttich, das unter Notker (972–1008) einen der Metropolitankirche durchaus vergleichbaren Rang und Ruf hatte. Wenn auch hier nur wenig konkrete Nachrichten vorliegen, so ist doch für seinen Pontifikat wie für die Zeit seiner Nachfolger Balderich II. und Wolbodo von einem auskömmlichen Nebeneinander zwischen Metropolit und Suffragan auszugehen. 1025 übernahm mit Reginhard sogar jemand die Leitung der Diözese, der von Heribert bis zur Dignität eines Propstes an St. Cassius in Bonn ge- und befördert worden war, nachdem er seine Studien in Gorze, vielleicht aber auch an der Kölner Domschule absolviert hatte[65].

---

[63] Zu Utrecht liegt nunmehr die Monographie von Rolf Grosse vor: Das Bistum Utrecht und seine Bischöfe im 10. und frühen 11. Jahrhundert (Kölner Histor. Abhandlungen 33), Köln-Wien 1987, bes. Kap. VI/VII.

[64] Vgl. Heinz Wolter, Die Kölner Provinzialsynoden bis zum vierten Laterankonzil im Jahre 1215, in: AHC 23 (1989), S. 62–102, bes. S. 68–74 (zwischen 920 und 1081 ist kein einziges Kölner Provinzialkonzil sicher belegt).

[65] Jean-Louis Kupper, Liège et l'Eglise impériale. XIe-XIIe siècles (Bibl. de la Fac. de Philosophie et Lettres de l'Univ. de Liège 228), Paris 1981, S. 116–127 (S. 125 ff. zu Regin[h]ard und Heribert); vgl. ders., Leodium (Liège, Luik), in: Series episcoporum ecclesiae catholicae occidentalis ab initio usque ad a. MCXCVIII, ser. V/1, coadiuvantibus Helmuth Kluger et Edgar Pack curaverunt Stefan Weinfurter et Odilo Engels, Stuttgart 1982, S. 67–71 (der gesamte Band ist für die Suffragane der Kölner Kirche natürlich von Bedeutung); ders., Notker, Bischof v. Lüttich, in: LMA VI (1993), Sp. 1288 f.; ders., Notger de Liège. Un évêque lotharingien aux alentours de l'an Mille, in: *Lotharingia* (wie Anm. 21: Erkens), S. 143–153.

7. Bildung und Kunst

Diese Schule nahm seit den Tagen Bruns einen guten, doch nicht hervorragenden Platz unter den Kathedralschulen des Reichs ein[66], und ihr Ruf blieb unter Heribert vor allem dank des Mathematikers Ragimbald gewahrt. Der Schüler des Fulbert von Chartres leistete mithin auch einen – andernorts keineswegs selbstverständlichen – Unterricht in den Fächern des *Quadrivium*; über geometrische Fragen korrespondierte er aber bezeichnenderweise mit einem Lütticher Geistlichen[67]. Mit dem „Athen des Nordens" an der Maas konnte man kaum konkurrieren, mögen auch ein damals angelegter Benutzerkatalog der Kölner Dombibliothek oder die spätere literarische Kenntnis des zur Zeit Heriberts in Köln ausgebildeten Wolfhelm von Brauweiler durchaus geistige Weite und Aufgeschlossenheit verraten[68]. Heribert nannte selbst eine kirchenrechtliche Sammlung und die kleineren Werke des Beda Venerabilis sein eigen[69]. Auch wenn hier wohl Überlieferungsverluste anzusetzen sind, deutet doch vieles auf einen Bischof, der auf geistigem Gebiet auf der Höhe, nicht aber an der Spitze seiner Zeit war.

Dies gilt noch mehr für die Künste: Heribert wird vorhandene Strukturen und Tendenzen gefördert haben, doch wie er kein zweiter Notker war, war er erst recht kein zweiter Bernward von Hildesheim. Im Köln der Jahrtausendwende hatte neben der – möglicherweise an St. Pantaleon ansässigen – Goldschmiedewerkstatt und Elfenbeinschnitzerei vor allem die Buchmalerei einen hervorra-

---

[66] Dazu Ludwig Vones, Erzbischof Brun von Köln und seine 'Schule'. Einige kritische Betrachtungen, in: Köln (wie Anm. 18: Fried), S. 125–137, der zu Recht Einschätzungen wie „Hochschule für Kirche und Politik" einschränkt. Diese finden sich bei Gunther Wolf, Erzbischof Brun I. von Köln und die Förderung gelehrter Studien in Köln, in: Die Kölner Universität im Mittelalter . . ., (MM 20, hrsg. v. Albert Zimmermann), Berlin-New York 1989, S. 299–311.

[67] Irmgard Jeffré, Handschriftliche Zeugnisse zur Geschichte der Kölner Domschule im 10. und 11. Jahrhundert, in: Theophanu (wie Anm. 3: Müller), S. 170 f.

[68] Wolfgang Schmitz, Die mittelalterliche Bibliotheksgeschichte Kölns in: Ornamenta Ecclesiae. Kunst und Künstler der Romanik in Köln, hrsg. v. Anton Legner [Ausstellungskatalog], Bd. 2, Köln 1985, S. 143; Jeffré, Zeugnisse (wie Anm. 67), S. 167 f. Zu Wolfhelm: Konrad von Brauweiler, Vita Wolfhelmi. Leben des Abtes Wolfhelm von Brauweiler, hrsg., übers. und erläutert von Heinz Erich Stiene (Pulheimer Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde, 6. Sonderveröffentl.), Pulheim 1991, c.3, 35 (S. 44, 130); Erich Wisplinghoff, Die Benediktinerabtei Brauweiler (Germania Sacra N.F. 29), Berlin-New York 1992, S. 185 ff.

[69] Zur kanonistischen Handschrift Rudolf Pokorny, Reichsbischof, Kirchenrecht und Diözesanverwaltung um das Jahr 1000, in: Bernward (wie Anm. 21: Oexle), S. 117, der auch auf den Codex 124 der Kölner Dombibliothek hinweist, eine in ihrer Anlage ausgefallene Sammlung der Zeit um 1000, „geschrieben überraschenderweise . . . in Romanesca, einem nur in Mittelitalien um Rom herum verbreiteten Schrifttyp. Wer diesen Codex in Auftrag gegeben haben könnte . . ., fällt nicht schwer zu erraten" [P. erwähnt zuvor den langen Italienaufenthalt Heriberts] – Zur Bedahandschrift J.H.M. Tessier, Petrus Canisius als humanistisch geleerde, Paris-Amsterdam 1932, S. 53 (Hinweis von Erich Meuthen/Köln).

genden Ruf. Mit seinem „malerischen" Stil zählte das vielleicht ebenfalls vor der Stadt in der Gründung Bruns arbeitende Scriptorium zu den besten Malerschulen der Zeit.

Ein schönes Zeugnis hierfür ist das Lektionar des Erzbischofs Everger (985–999). Nach neueren Forschungen soll danach eine Unterbrechung in der Produktion von – in etwa den Pontifikat Heriberts umfassenden – 25 Jahren eingetreten sein. Diese Vermutung resultiert aus einer Spätdatierung so berühmter Handschriften wie des Evangeliars und des Sakramentars von St. Gereon oder des Gießener und Mailänder, vielleicht auch des Gundold-Evangeliars, deren Entstehung bislang um die Jahrtausendwende angesetzt wurde. Ob aber die traditionelle, vor allem durch die Autorität von Bloch und Schnitzler getragene Datierung wirklich zu revidieren ist, muß die künftige Fachdiskussion erweisen. (Im Falle des Hitda-Codex, dessen Landschaftsbilder zu den Höhepunkten ottonischer Buchkunst gehören, bestünde ein von Gerhard Weilandt postulierter, inzwischen jedoch von Anton von Euw bereits zurückgewiesener Zusammenhang mit der Äbtissin Ida von St. Maria im Kapitol; die Entstehung dieses Werks wäre dann nicht mehr, wie bisher, für die Zeit um 1000 bis 1020, sondern nach 1035 anzunehmen.)[70]

Sollte aber der bisherige Ansatz Bestand haben, dann könnten die genannten Handschriften bis auf das Lektionar und vielleicht das Sakramentar (984–996?)[71] natürlich nicht auf das Jahr genau noch in den Pontifikat Evergers oder schon in den Heriberts datiert werden, wobei zu bedenken bleibt, daß dieser wohl erst nach 1002 kontinuierlich auf die Verhältnisse vor Ort einzuwirken begann. Neben dem eigenen Lektionar sowie einer von ihm veranlaßten Abschrift des Hieronymuskommentars[72] zu den kleinen Propheten scheint aber auf künstlerische Interessen und Initiativen eher Evergers der Umstand zu deuten, daß das berühmte, früher Erzbischof Gero (969–976) zugeschriebene Monumentalkreuz nach 1976 vorgenommenen dendrochronologischen Untersuchungen und ent-

---

[70] Selber ohne hinreichende kunsthistorische Kompetenz, kann ich den gegenwärtigen Stand der – sicher noch ihre Fortsetzung findenden – Diskussion nur referieren: Auslösend war der Aufsatz von Gerhard Weilandt, Wer stiftete den Hitda-Codex (Darmstadt, Hess. Landes- und Hochschulbibliothek, Cod. 1640)? Ein Beitrag zur Entwicklung der ottonischen Kölner Buchmalerei, in: AHVN 190 (1987), S. 49–85. Die Zurückweisung durch Anton von Euw in: Vor dem Jahr 1000. Abendländische Buchkunst zur Zeit der Kaiserin Theophanu [Ausstellungskatalog], Köln 1991, S. 42. Dieser Band ist im übrigen für die hier erwähnten Handschriften einschlägig; vgl. auch Anton von Euw, Die ottonische Kölner Malerschule. Synthese der künstlerischen Strömungen aus Ost und West, in: Theophanu (wie Anm. 3: Müller), S. 251–280; Bernward (wie Anm. 21: Oexle), Bd. 2, Katalognummern II–38, IV–56.

[71] Wie Anm. 70: Bernward, Bd. 2, Katalognummer IV–56.

[72] Heribert Müller, Studien zu Erzbischof Everger von Köln (985–999), in: JbKGV 49 (1978), S. 15 mit Anm. 61; Raymund Kottje, Schreibstätten und Bibliotheken in Köln Ende des 10. Jahrhunderts, in: Theophanu (wie Anm. 3: Müller), S. 163.

sprechend deren Interpretation durch Günther Binding wohl kurz vor 1000 entstanden ist. Dies wird auch durch seine stilistische Zuordnung zu dem wahrscheinlich ebenfalls während jener Jahre in Köln gefertigten Aachener Lotharkreuz wie zu den unter Everger, spätestens jedoch bis 1002 vollendeten Großskulpturen an der Westfassade von St. Pantaleon bestätigt[73].

8. Mönchtum und Klerus

Der von der Nachwelt weitgehend zu Unrecht als Bösewicht der übelsten Sorte verunglimpfte Everger war es gleichfalls, der das von Brun gegründete Stift Groß St. Martin mit Hilfe von Gladbacher Benediktinern in ein Kloster umwandelte und dieses iroschottischen Mönchen übergab, die ihrerseits mit der gorzischen Reform verbunden waren[74]. Wenn auch nur eine von insgesamt drei Urkunden Heriberts für Groß St. Martin als echt gelten kann (RhUB II n. 290 betrachte ich nicht als Verfälschung, sondern als Neuausfertigung)[75], so zeigen doch selbst Verfälschung und Fälschung auf seinen Namen, wie sehr und zu Recht man Heribert in – von ihm sicher gern aufgegriffener – Nachfolge Evergers als Förderer der Schottenmönche sah, deren Abt Helias, sein Freund, ihm auf eigenen Wunsch hin in seiner Todesstunde beistand. Helias hatte auch das Abbatiat an St. Pantaleon inne; möglicherweise folgte er dort auf jenen Folpert, den Heribert 1002/03 zum Vorsteher seiner Gründung in Deutz berufen hatte. Mit ihm schließt sich nun der Reform-Kreis, kam Folpert doch aus Gladbach, das seinerseits in der St. Maximiner Filiation von Gorze stand.

Angesichts solch konsequenter Reformpolitik mag erstaunen, daß Heribert bei der Besetzung des Abbatiats von St. Maria im Kapitol sogar Otto III. einschaltete,

---

[73] Günther Binding, Die Datierung des sogenannten Gero-Kruzifixes im Kölner Dom, in: AKG 64 (1982), S. 63–77; ders., Städtebau und Heilsordnung. Künstlerische Gestaltung der Stadt Köln in ottonischer Zeit (Studia Humaniora. Series minor 1), Düsseldorf 1986, S. 60 f. mit Anm. 76. B. setzt sich auseinander mit Christa Schulze-Senger/Bernhard Matthäi/Ernst Hollstein/Rolf Lauer, Das Gero-Kreuz im Kölner Dom. Ergebnisse der restauratorischen und dendrochronologischen Untersuchungen im Jahre 1976, in: Kölner Domblatt 41 (1976), S. 9–56; vgl. Rolf Lauer, Gero-Kreuz, in: Ornamenta Ecclesiae (wie Anm. 68: Schmitz), S. 214; sowie dieselben Autoren unter obigem Titel nochmals in: Jb. der rheinischen Denkmalpflege 32 (1987), S. 11–54. Nach Bindings Ansicht interpretieren sie ihre Analyseergebnisse zu extrem. B. zustimmend Fried, Endzeiterwartung (wie Anm. 22), S. 451 f. Anm. 291; ablehnend Mühlberg, St. Pantaleon (wie Anm. 81), S. 147. Über die ottonischen Skulpturenfragmente von St. Pantaleon handelte Matthias Untermann, in: JbKGV 48 (1977), S. 279–290; vgl. jetzt auch R(ainer) K(ahsnitz), in: Bernward (wie Anm. 21: Oexle), Bd. 2, S. 221–224.

[74] Müller, Everger (wie Anm. 72), S. 12 f.

[75] Rheinisches Urkundenbuch. Ältere Urkunden bis 1100. Bd. 2: Elten – Köln, S. Ursula, bearb. v. Erich Wisplinghoff ... (Publ. Ges. rhein. Gesch.kunde 57/2), Düsseldorf 1990, S. 279–282; vgl. Heribert Müller, Rheinisches und kölnisches Frühmittelalter. Anmerkungen zu einer neuen Edition, in: Geschichte in Köln 38 (1995), S. 149 A. 9.

um mit Adelheid von Vilich eine Äbtissin einsetzen zu können, die an das freiere Stiftsleben gewöhnt war. Allein die Amtsführung seiner (wahrscheinlich entfernt) Verwandten in Köln wie in dem erst 987 Otto III. als Reichsstift übergebenen und kurz nach 1003 in ein Kloster umgewandelten Vilich (bei Bonn) macht die Entscheidung verständlich[76]. Sogleich nach ihrem Tod (1015?) in der Kölner Diözese als Heilige verehrt, wozu Heribert wesentlich beitrug, fand sie 1966 nach einem römischen Kanonisationsprozeß schließlich Anerkennung als Heilige in der gesamten Kirche.

Im Rahmen des Möglichen wird Heribert auch über Lebenswandel und Amtsführung der Weltgeistlichen, insbesondere in seiner unmittelbaren Umgebung, gewacht haben. Das von Bischof Wazo von Lüttich (1042–1048) Pilgrim wegen der Disziplin des Kölner Kathedralklerus erteilte Lob ist wohl zu Recht auch auf Heribert ausgedehnt worden, dessen mit ihm verwandter Namensvetter und Bischof von Eichstätt (1021–1042) ähnliche Anstrengungen in seinem Bistum unternahm[77]. Allerdings sollte man sich auch keine falschen Vorstellungen machen; eine von Lantbert zwar mit hagiographischer Intention erzählte Begebenheit spricht doch für sich: Heribert selbst mußte das Kind eines Armen taufen, weil kein einziger Kölner Kleriker bereit war, dies ohne Zuwendungen zu tun.

9. Deutz. Theologie einer Architektur

Geistliche und materielle Not herrschten noch, da erhoben sich auch schon steinerne Zeugen geistlichen und materiellen Aufschwungs: Die Welt legte nach der Jahrtausendwende, so der burgundische Mönch Rodulf Glaber, ihr altes Gewand ab, um sich mit einem neuen weißen Kleid zu schmücken[78]. Bischöfe begaben sich daran, ihre Sitze als Sakrallandschaften einzurichten, auszubauen und abzurunden. Sakrallandschaft meint bewußte Gestaltung kirchlicher Bauten und deren Einbindung in eine Gesamtheit nach biblischen und theologischen Vorgaben. Im Bauen spiegelt sich der Schöpfungsakt Gottes, der alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet hat; der Sakralbau wird zum Abbild des von Harmonie

---

[76] Helga Giersiepen, Das Kanonissenstift Vilich von seiner Gründung bis zum Ende des 15. Jahrhunderts (Veröffentl. des Stadtarchivs Bonn 53), Bonn 1993, S. 43–60; vgl. dazu Wolfgang Rosen, Die Euregio Sacra – neue Bausteine zu ihrer Geschichte, in: Geschichte in Köln 37 (1995), S. 34–37. - Toni Diederich, Adelheid von Vilich, in: LThK I (^{3}1993), Sp. 153.

[77] Ergänzend zum betreffenden Abschnitt in meiner Dissertation (S. 210) Stefan Weinfurter, *Sancta Aureatensis Ecclesia*. Zur Geschichte Eichstätts in ottonisch-salischer Zeit, in: ZBLG 49 (1986), S. 21–28, der Heribert von Eichstätt als einen sich rücksichtslos über lokale Traditionen hinwegsetzenden Bischof charakterisiert. Vgl. auch ders., Die Geschichte der Eichstätter Bischöfe des Anonymus Haserensis. Edition-Übersetzung-Kommentar (Eichstätter Studien 24), Regensburg 1987, S. 84, 147, 152.

[78] Die Historien liegen mittlerweile in neuer (nicht fehlerfreier) Edition und Übersetzung vor: Radulfi Glabri Historiarum libri quinque. Rodulfus Glaber. The Five Books of the Histories, ed. and transl. by John France ...(Oxford Medieval Texts 3), Oxford 1989 (Zitat: III, 4).

und Proportion erfüllten Kosmos. Antityp des vom Herrn mit Weisheit erfüllten Tempelbauers Salomon, setzte auch Heribert getreu dem Pauluswort (1. Kor. 3,10) als weiser Architekt Fundamente, um Köln zum irdischen Abbild des himmlischen Jerusalem werden zu lassen. Günther Binding ist dem, insbesondere mit Blick auf Deutz, vor einem Jahrzehnt in einer Monographie mit dem bezeichnenden Titel „Städtebau und Heilsordnung" nachgegangen[79].

Doch bevor das „Monumentum Heribertinum" unter diesem Aspekt gewürdigt wird, bleibt genauer zu bestimmen, ob auch andernorts in Köln von Heribert theologischer Sinn in architektonische Form umgesetzt wurde. Daß er mit der Erneuerung des Doms begonnen und das Stift St. Kunibert zum Rhein hin erweitert habe, mag als Verwechslung bzw. Irrtum Jahrhunderte später schreibender Autoren auf sich beruhen bleiben[80]. Dagegen kann die Vollendung des monumentalen Westwerks von St. Pantaleon, das die 991 dort bestattete Theophanu in Verbindung mit ihrem erzbischöflichen Gefolgsmann vor Ort begonnen hatte, vielleicht auf ihn zurückgehen. Denn ein derart großes Unternehmen – so hat man wiederholt vermutet – dürfte beim Tod Evergers 999 noch nicht abgeschlossen gewesen sein, und Heribert wird dann selbstverständlich Sorge getragen haben, es gerade an diesem Kloster gorzischer Observanz mit den Gräbern seines Vorgängers Brun und der Mutter seines kaiserlichen Freunds zu vollenden[81].

Allein in diesem Fall übernahm er als Nachfolger doch nur Vorgegebenes; eigene Akzente könnte er dagegen mit dem Bau der erzbischöflichen Pfalzkapelle

---

[79] S. oben Anm. 73. Vgl. auch Günther Binding, Bernward als Architekt der Michaeliskirche in Hildesheim (35. Veröffentl. der Abtlg. Architektur des Kunsthistor. Instituts der Univ. zu Köln), Köln 1987, S. 35–46. Allgemein zum Thema Wolfgang Giese, Zur Bautätigkeit von Bischöfen und Äbten des 10. bis 12. Jahrhunderts, in: DA 38 (1982), S. 388–438; Alfred Haverkamp, 'Heilige Städte' im hohen Mittelalter, in: Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme, hrsg. v. František Graus (VuF 35), Sigmaringen 1987, S. 119–156, bes. S. 131–139; Joachim Ehlers, Tradition und Integration. Orte, Formen und Vermittlung kollektiven Erinnerns im früheren Mittelalter, in: Mittelalterforschung (wie Anm. 8: Fried), S. 368–373.

[80] Zum Dom (und ohne jedes schriftliche Zeugnis zu Obigem) Franz-Josef Schmale, Die Schriftquellen zur Bischofskirche des 8. bis 10. Jahrhunderts in Köln, in: AHVN 194 (1991), S. 9–31; zu St. Kunibert (unbelegte Nachricht des Gelenius): Mechthild Graf, Der Ostchorbau der Stiftskirche St. Kunibert zu Köln . . ., Diss. Köln, Düsseldorf 1984, S. 27.

[81] Die letzte – und sicher in manchen Punkten anfechtbare – Monographie stammt von Fried Mühlberg, Köln: St. Pantaleon. Sein Ort in der karolingischen und ottonischen Baukunst (Stadtspuren-Denkmäler in Köln 17), Köln 1989. Für eine Vollendung des Westwerks noch am Ende des 10. Jahrhunderts – dies würde die Bedeutung Evergers weiter erhöhen – und damit gegen Müller, Heribert (wie Anm. 1), S. 264, sowie die ebd. Anm. 270 zitierten Autoren sprechen sich, u.a. wegen der Datierung der Skulpturenfragmente durch Untermann (vgl. Anm. 73), neben Mühlberg selbst (S. 115, 150) aus: Helmut Fußbroich, Die Ausgrabungen in St. Pantaleon zu Köln (Kölner Forschungen 2), Mainz 1983, S. 200 ff.; ders., in: Köln: Die romanischen Kirchen von den Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg, hrsg. v. Hiltrud Kier/Ulrich Krings (Stadtspuren-Denkmäler in Köln 1), Köln 1984, S. 455; Binding, Städtebau (wie Anm. 73), S. 82 Anm. 88; ders., Ottonische Baukunst in Köln, in: Theophanu (wie Anm. 3: Müller), S. 283 f.

St. Johannes am Ostchor des Doms gesetzt haben. Diese ist spätestens für 1025 durch eine Darstellung auf dem Widmungsbild eines Evangeliars bezeugt, das der Kölner Domherr Hillinus auf der Reichenau in Auftrag gegeben hatte. Dazu fügt sich nun die Nachricht in Ruperts – nicht aber Lantberts – Version der Heribertsvita, der Versöhnung suchende Kaiser Heinrich II. habe Heribert in *proximo s. Iohannis oratorio vigilantem* gefunden. Aufgrund einer Untersuchung der 1969 anläßlich von Arbeiten an der neuen Dombauhütte freigelegten Reste sieht Arnold Wolff in St. Johannes einen nach Aachener Vorbild gestalteten Doppelkapellentypus, den auch die Darstellung der Versöhnungsszene auf einem Medaillon des Heribertschreins andeuten könnte. Aachen als Modell paßte „ideologisch" zwar gut zu einem Bauherrn, der dem Karlsverehrer Otto III. eng verbunden war, indes verweist der verfügbare Befund nach Ansicht von Gundolf Precht direkt in karolingische Zeit. Diese konträren Positionen sind m.W. nicht ausdiskutiert worden, und so muß der Allgemeinhistoriker weiterhin auf ein klärendes Schlußwort warten, das angesichts der wenigen und wenig aussagekräftigen schriftlichen und bildlichen Quellen wohl nur ein archäologisches sein kann.

Schwierig scheint zunächst auch die Antwort auf die Frage, ob das Stift St. Aposteln seine Existenz Heribert oder dessen Nachfolger Pilgrim verdankt, aber am Ende dürfte sie recht eindeutig ausfallen[82]. Daß Heribert der Gründer bzw. Mitgründer gewesen sei, steht erstmals in Quellen des 13. und vor allem 14. Jahrhunderts zu lesen; seit dem 15. Jahrhundert gibt es hierfür auch Bildzeugnisse. Insbesondere die Gebrüder Gelenius waren im 17. Jahrhundert sehr um den Heiligen als Fundator bemüht – so berichten sie über einen Hof Heriberts an der Stelle des späteren Gertrudenklosters, von dem er sich des Nachts über die alte Römermauer zur Kirche begeben habe, um sie durch ein kleines Tor, das „Heribertspförtchen", zu betreten, nachdem er zuvor der in einer Nische der Ostapsis stehenden Madonna seinen Gruß entboten habe – vermauert in der Ostkonche zum Neumarkt ist der Eingang ebenso wie daneben eine Marienfigur noch heute zu sehen. Und noch heute besitzt die Pfarrei einen mittelalterlichen Kelch, der nach dem Heiligen benannt ist. Andererseits weiß keine einzige Quelle des 11./12. Jahrhunderts von einem Stiftsgründer Heribert, den zu rühmen Lantbert und Rupert, obgleich Deutzer Mönche, wohl kaum unterlassen hätten. Als solcher wird hingegen schon früh und mehrfach Pilgrim genannt, und dies belegt auch der Text auf einer Bleitafel in seinem Sarkophag, der sich ursprünglich im Westchor – mithin an klassischem Stifterplatz – der Kirche befand. (Anläßlich seiner Restaurierung und Aufstellung in der Südkonche wurde diese Tafel 1988 der Öffentlichkeit präsentiert.)

---

[82] Die folgenden Ausführungen haben allgemein Zustimmung gefunden; s. etwa Toni Diederich, Stift-Kloster-Pfarrei. Zur Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaften im Heiligen Köln, in: Die romanischen Kirchen (wie Anm. 81: Fußbroich), S. 31; Gottfried Stracke, Köln: St. Aposteln (Stadtspuren-Denkmäler in Köln 19), Köln 1992, S. 97–103, 119 ff., 126 ff.

Das ist klar und eindeutig, das spricht für sich, und damit dürften im übrigen auch die Anfänge des Neu(en)-Marktes erst für das zweite Viertel des 11. Jahrhunderts anzusetzen sein, weil zwischen Stiftsgründung und Marktentwicklung sicher ein enger Zusammenhang besteht. Auch besitzt der Heribertskelch keinen gegenteiligen Beweiswert, da er keineswegs auf den Heiligen zurückgeht, sondern ein Werk erst des 13. Jahrhunderts ist. Mithin stellt er ein – immerhin frühes – Zeugnis jener Heribertstradition an St. Aposteln dar, die ihrerseits wahrscheinlich auf die von Abt Rupert initiierte und um die Mitte des 12. Jahrhunderts kulminierende Restitutionspolitik des Klosters Deutz zurückgeht, bei der die Wiederbelebung, Intensivierung und Ausbreitung des Heribertskultes eine wichtige Rolle spielten. Mit (gefälschter) Kanonisationsbulle und Bruderschaft, mit der Erhebung der Gebeine und deren Umbettung in einen kostbaren Schrein suchte die sich nun auch zunehmend unter das Patrozinium des Gründers stellende Abtei den Glanz des Heiligen zu ihrem Nutzen hell erstrahlen zu lassen – und einige Strahlen davon wollte man auch im Westen Kölns auf sich lenken, denn ein Heiliger als Gründer machte sich nun einmal besser als ein unkanonisierter und minder berühmter Bischof[83].

Und eine gewisse, wenn auch schwache Berechtigung in der Sache selbst mag man endlich den Verfechtern der „Heribertslegende" an St. Aposteln zugestehen: Ganz auszuschließen ist die Möglichkeit ja nicht, daß Heribert sich auch mit dem Plan des Ausbaus der kleinen, schon für die Zeit Bruns bezeugten Apostelkirche getragen hatte und ihn nach Abschluß der aufwendigen und kostspieligen Arbeiten in Deutz 1020 sogar noch umzusetzen begann, was dann aber zur eigentlichen Aufgabe des Nachfolgers wurde. Heribert hätte dann am Ende noch eine politische und theologische Linie zu ziehen vermocht: Politisch ging sie von Deutz über St. Aposteln – in Byzanz nahm die Apostelkirche Konstantins einen hervorragenden Rang ein – bis nach Aachen; seit 1024 sollte auf ihr mit Kloster Brauweiler, der Gründung Ezzos und Mathildes, ein weiteres Mahnmal des wahren, d. h. dem neuen Konstantin Otto III. verpflichteten Liudolfingertums liegen. Dies ist eine geistvolle, aber sehr spekulative Interpretation, die vor über zwanzig Jahren der damalige Pfarrer an St. Aposteln, Prof. Dr. Theodor Schnitzler, gesprächsweise äußerte und die einschließt, daß Pilgrim ein steinernes Oppositionsprogramm gegen seinen eigenen Protektor gehorsam zu Ende geführt hätte. Wesentlich gesicherter auf Grund zahlreicher Parallelen in anderen Bischofsstädten der Zeit und fundiert durch einschlägige Ausführungen christlicher „Klassiker" von Johannes Chrysostomos bis Hrabanus Maurus scheint dagegen die theologische Linie oder, genauer, das theologische System von Kreuz und Kreis/Kranz, in dem Deutz wie St. Aposteln – und diese Kirche selbst schon in

[83] Selbstverständlich begegnet Heribert auch in einem wichtigen liturgischen Zeugnis des Stifts aus dem späteren 13. Jahrhundert: Andreas Odenthal, Der älteste Liber ordinarius der Stiftskirche St. Aposteln in Köln (Studien zur Kölner Kirchengeschichte 28), Siegburg 1994, S. 63 ff., 78, 152, 154, 156, 198.

Gestalt des kleinen Vorgängerbaus – ihren Platz haben: „Mit der Ortslage seiner Deutzer Gründung verfolgt Heribert eine Vervollständigung der ikonologisch bestimmten Stadtbauordnung. Ein Kreuz bilden Deutz im Osten und St. Aposteln im Westen mit Groß St. Martin in der Mitte, senkrecht dazu im Norden der Dom St. Peter und Maria und im Süden das älteste und vornehmste Kloster, St. Maria im Kapitol, wiederum mit Groß St. Martin in der Mitte ein Kreuz bildend. Das Kreuz ist von einem Kranz bedeutender Märtyrerkirchen (Severin, Pantaleon, Gereon, Ursula, Kunibert) umgeben, in deren Kranz zugleich St. Aposteln und Deutz liegen und St. Severin und St. Ursula die Verlängerung des Nord-Süd-Balkens dieses Kreuzes bilden. Somit sind Kreuz und Kranz auf das engste miteinander verbunden, und die Gründung von Deutz schließt den Kranz über den Rhein hinweg und vervollständigt das Kreuz"[84].

Damit zeigt sich in des Wortes vollem Sinn der Stellenwert des Klosters, das, rechtsrheinisch und außerhalb der Stadt gelegen, doch voll in die Kölner Sakrallandschaft einbezogen ist. Aber es steht auch für sich selbst als nicht minder symbolträchtige Stätte der Erinnerung an Heriberts Freund und Mitgründer Otto III. Denn die Abtei verdankt ihre Existenz einem wahrscheinlich während der Aachener Wochen des Jahres 1000, spätestens aber in den Januartagen 1002 zu Paterno von Kaiser und Erzbischof gemeinsam geleisteten Gelübde, daß nach dem Tod des ersten von ihnen der Überlebende ein Kloster zu Ehren der Gottesmutter errichten werde[85]. Heribert machte sich sogleich nach Ottos Begräbnis in Aachen ans Werk. Für die Ortswahl wird neben der Verfügbarkeit des Platzes – das spätantike Kastell, ab dem 5. Jahrhundert im Besitz der fränkischen Könige, war wohl seit Brun oder schon seit karolingischer Zeit erzbischöfliches Eigentum – eben dessen Lage in Kreuz und Kranz der Kölner Kirchen sowie, mit Blick auf den *novus Constantinus* Otto, auch dessen konstantinische Tradition von Bedeutung gewesen sein. Des weiteren mögen wirtschaftliche Motive und Sicherheitserwägungen mit den Ausschlag gegeben haben, da Deutz in feindlicher Hand für Köln und besonders dessen ungeschütztes Handelszentrum in der Rheinvorstadt zur Bedrohung werden konnte. Schließlich spielte vielleicht der Umstand

[84] Binding, Städtebau (wie Anm. 73), S. 32. Eher skeptisch hierzu, da der Dom – im Gegensatz zu anderen Beispielen – hier nicht den Schnittbalken und Mittelpunkt des Kreuzes bildet, Stehkämper, Köln (wie Anm. 59), S. 87, 89. Allgemein sehr zurückhaltend gegenüber Kranz- und Kreuzinterpretationen in Städten des früheren Mittelalters und im Falle Köln „bestenfalls von einem Halbkreis" – also ohne Einschluß von Deutz – ausgehend Fichtenau, 'Stadtplanung' (wie Anm. 45), S. 237 ff. Er rekurriert seinerseits auf Thomas Hall, Mittelalterliche Stadtgrundrisse. Versuch einer Übersicht der Entwicklung in Deutschland und Frankreich (Antikvariskt arkiv 66), Stockholm 1978, S. 63 (Halbkreis), 78 A. 74 (gegen Kreuzform).

[85] Weilandt, Geistliche (wie Anm. 53), S. 47 f.

eine Rolle, daß Heribert an für ihn nahem Ort die Durchführung der Arbeiten stets überwachen und unterstützen konnte[86].

Möglicherweise beeilte man sich dabei allzusehr und schenkte den beim Bau einer Zentralanlage gegebenen Problemen der Fundierung und Statik zu wenig Aufmerksamkeit, oder die Verantwortlichen waren, was eher anzunehmen steht, damit überfordert. Denn der Kirchbau stürzte ein; erhalten davon sind bestenfalls sechs Kapitelle und deren Basen, die – so eine Vermutung von Binding – Adela und Balderich für ihre Gründung Zyfflich erbaten und dort einbauen ließen[87]. Daß Heribert sich von Beginn an für eine Zentralanlage in der Tradition Aachens und Italiens in Erinnerung an seinen kaiserlichen Freund entschieden hatte, kann als sicher gelten. Wenn er nämlich nach dem Unglück andere, erfahrenere Baumeister aus dem Ausland berief (Lantbert: *peritiores architectos ab externis finibus*[88]), dann doch wohl, weil er an seinem anspruchsvollen Plan festhielt, den jetzt eben mit der Materie vertraute Fachleute, wohl Italiener oder Griechen, verwirklichen sollten. Die Ausmaße dieses ebenso symbol- wie prestigeträchtigen Projekts, das erst 1020 vollendet war, wie eine Inschrift in Heriberts Sarkophag belegt, konnten mehrere Grabungen nachweisen: Auf einem Fundament von fast vier Metern Stärke ruhten gewaltige, über fünf Meter dicke Mauern, in die halbrunde Nischen eingelassen waren. Der Durchmesser des nahezu kreisförmigen, schwachovalen äußeren Grundrisses betrug ungefähr 30 Meter, an die 19 Meter der des oktogonalen Innenraums, der sich nach Osten zu einem Langhaus, nach Westen zu einer Eingangs- und Vorhalle hin öffnete. Damit aber übertraf die Spannweite des Gewölbes bei weitem alle Vorbilder: Aachen, mit dem Deutz auch das Salvator- und Marienpatrozinium teilte, Ravenna und wohl auch St. Gereon in Köln[89]. Vor einigen Jahren brachte der britische Archäologe Barrie

---

[86] Zum Kastell Deutz im früheren Mittelalter (870 dort wohl eher schon eine bischöfliche denn noch eine königliche Kirche) und zu Heriberts Motiven für die Ortswahl Marianne Gechter, Das Kastell Deutz im Mittelalter, in: Kölner Jb. f. Vor- u. Frühgesch. 22 (1989), S. 377 – 384. Sehr fragwürdig sind dagegen die ohne Kenntnis wichtiger Editionen und Studien geschriebenen Spekulationen von Franz Gruss, Frühmittelalterliche Burgen vor Köln und Leverkusen. Die ottonische Kaiserpfalz im Kastell Deutz, Leverkusen 1991, S. 101–207; vgl. Jürgen Huck, in: AHVN 197 (1994), S. 190 f.

[87] Binding, Städtebau (wie Anm. 73), S. 61–68; ders., Baukunst (wie Anm. 81), S. 296 f.

[88] Vgl. Weilandt, Geistliche (wie Anm. 53), S. 106, 161. Ebd. S. 35–252 auch ausführlich zu Planung und Durchführung von Bauvorhaben in damaliger Zeit.

[89] G(undolf) Precht, Alt St. Heribert in Deutz, in: Köln III (Führer zu vor- und frühgeschichtl. Denkmälern 39), Mainz 1980, S. 190 ff.; ders., Das römische Kastell und die ehemalige Benediktinerklosterkirche St. Heribert in Köln-Deutz, in: Rechtsrhein. Köln 14 (1988), S. 13–25; Helmut Fußbroich, St. Heribert, in: Die romanischen Kirchen (wie Anm. 81: Fußbroich), S. 549 ff.; Binding, Städtebau (wie Anm. 73), passim; ders., Baukunst (wie Anm. 81), S. 293–296; Matthias Untermann, Der Zentralbau im Mittelalter. Form-Funktion-Verbreitung, Darmstadt 1989, S. 127, 129 f., 159, 263 (er betont sehr stark das Aachener Vorbild, auf das seinerseits Ravenna eingewirkt hat: 103); Roland Mönig, Der Neubau des Dekagons von St. Gereon in Köln ..., in: JbKGV 62 (1991), S. 69;

Singleton mit dem Hinweis, die genannten Bauten seien allesamt dünnwandig, das 609/610 zur Marienkirche umgewidmete Pantheon in Rom mit seinen ähnlich massiven und eingenischten Mauern als weiteres Modell in die Diskussion. Wegen der Adaptation solch „heroischer Architektur", so Singleton, spiegele Deutz den Geist der *Renovatio Imperii Romanorum* – mit Blick hierauf wie auf die möglicherweise italienischen Baumeister scheint dies eine zunächst durchaus ansprechende, indes unbeweisbare Vermutung, denn die massive Bauweise der das „Kuppelwunder" tragenden Wände mag sich einfach aus großer Vorsicht nach dem Einsturz der ersten Kirche erklären; zudem dürfte das Pantheon trotz solcher Umwidmung als ehemals heidnisches Monument für das Mittelalter kaum Vorbildcharakter besessen haben[90]. Mit dieser römischen These ginge ein Versuch von Gottfried Stracke zusammen, die Kölner Sakrallandschaft als Nachbildung der römischen zu erklären, wobei seiner Ansicht nach aber der Salvator- und Marienabtei Deutz die Rolle der vatikanischen Peterskirche zufiele[91].

Doch dokumentierte dieser Bau nicht nur imperiale Größe; die Zentralanlage, die der Gründer zu seiner eigenen Grabstätte bestimmte, wies zeichenhaft den Weg aus dem Diesseits ins Jenseits, denn im Oktogon verband sich das Viereck als Abbild des Irdischen mit dem Kreis als Symbol des Himmlischen. Kaiser und Erzbischof gaben so ihrer Hoffnung steinernen Ausdruck, nach aller irdischen Mühsal in das verheißene Paradies einzugehen, begleitet von den Fürbitten der 40 schwarzen Mönche, deren Zahl nicht minder Symbolkraft besaß, zeigte sie die Gemeinschaft doch als Pilger auf dem Erdenweg hin zu Gott.

Memoria und Gebet aber bedurften der materiellen Absicherung. Otto III. hatte dazu seinen Teil beigetragen, auch Adela und Balderich finden sich unter den frühen Wohltätern. Die weitaus meisten Schenkungen erhielt das Kloster indes aus der Hand Heriberts und sie sollten bis zur Säkularisation sein wirtschaftliches Rückgrat bilden. Neben dem rechtsrheinischen Nahbesitz zu Deutz, Kalk, Vingst, Poll, Westhoven, Rolshoven und im Königsforst zeichnete sich da-

---

(Leo) Sch(aefer), in: Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Nachtragsband, bearb. von Werner Jacobsen/L.S./Hans Rudolf Sennhauser (Veröffentl. des Instituts für Kunstgesch. in München III/2), München 1991, S. 88 f.

[90] Köln-Deutz and Romanesque Architecture, in: Journal of the British Archaeological Association 143 (1990), S. 49–76 (S. greift damit im übrigen eine These von Richard Krautheimer aus den fünfziger Jahren auf, der im Pantheon das Vorbild für Marienkirchen in Gestalt von Nischenrotunden sah.) Dagegen zuvor schon Untermann, Zentralbau (wie Anm. 89), S. 83. Nicht zugänglich war mir die Studie von Carol Heitz, D'Aix-la-Chapelle à St-Bénigne de Dijon, rotondes mariales carolingiennes et ottoniennes, in: Les Cahiers de St-Michel de Cuxà 25 (1994), S. 5–11.

[91] Stracke, St. Aposteln (wie Anm. 82), S. 120 ff. Beispiele für solche bewußt *extra muros* und teilweise sogar *trans fluvium* errichteten Peterskirchen gibt es aber im Reich des 10./11. Jahrhunderts andernorts durchaus (Mainz, Konstanz, Eichstätt); vgl. Michael Matheus, Zur Romimitation in der *Aurea Moguntia*, in: Landesgeschichte und Reichsgeschichte. Fschr. Alois Gerlich, hrsg. v. Winfried Dotzauer u. a. (Geschichtl. Landeskunde 42), Stuttgart 1995, S. 35–49.

bei ein gewisser Schwerpunkt im Raum zwischen Lippe, Ruhr und Sauerland ab, wohl weil das verfügbare Kölner Umland von den Klöstern und Stiften der Stadt bereits weitgehend in Besitz genommen war. (Oder sollte in jenem Raum – man denke an Oedingen und Geseke – mit Hilfe des erzbischöflichen Eigenklosters die Kölner Position gestärkt werden?) Wenn auch die Besitzbestimmungen in den erhaltenen zehn Urkunden des Erzbischofs für seine Gründung stets unstrittig waren, so sind die Dokumente in der überlieferten Form dennoch verfälscht. Und zwar geschah dies in jener Restitutionsperiode um die Mitte des 12. Jahrhunderts, als die Äbte Gerlach und Hartpern bestehende Zehntansprüche der Abtei ausdehnten oder andere gar erstmals erhoben, was die Betroffenen, allen voran den Pfarrer von St. Urban in Deutz, über Jahrzehnte an der Kurie prozessieren ließ. Im Verlauf dieser Streitigkeiten wurde in Rom wahrscheinlich auch jenes große, angeblich am 3. Mai 1019 ausgestellte Privileg Heriberts vorgelegt, welches der Abtei das Kastell Deutz sowie alle sonstigen Besitzungen bestätigte. Ohne hier erneut auf die komplizierte „Komposition" dieser Urkunde einzugehen – generell sind die Untersuchung und Edition der frühen Deutzer Urkunden von Erich Wisplinghoff grundlegend, auch wenn man im Einzelfall deren Bewertungen nicht immer ganz teilt -, sei doch auf den hier eigens formulierten Anspruch der Abtei auf unbeschränkte Verfügungsgewalt über das ganze Kastell hingewiesen. Denn ihn hatte bereits Rupert gegen Übergriffe des Erzbischofs Friedrich I. und vor allem des eigenen Vogts Adolf III. von Berg vertreten. Unter den Bergern, die wahrscheinlich von den wiederum wohl den ersten *advocatus* stellenden Ezzonen ihren Ausgang genommen hatten, bot Deutz ein klassisches Beispiel für den Wandel der Schutz- in eine Fronvogtei. Rupert sah im Klosterbrand des Jahres 1128 ein Gottesurteil über solchen Zustand und schleuderte in seiner Schrift *De incendio* dem Bedrücker Josuas Fluch entgegen[92].

Allein die Grafen von Berg störten nicht als einzige Wohlergehen und Frieden des Klosters, da sich über Jahrhunderte auch Erzbischof und Bürger Kölns im Konfliktfall des strategisch wichtigen Platzes bemächtigten, ihn befestigten, schleiften oder zerstörten – die Fehde des Erzbischofs Friedrich von Saarwerden mit der Stadt ließ die Abtei am Ende des 14. Jahrhunderts gleich zweimal (1376/92) in Schutt und Asche sinken; dasselbe widerfuhr ihr erneut 1583 im Truchsessischen Krieg. Aber auch auswärtige Mächte taten das Ihre; so trugen sich die im Dreißigjährigen Krieg einfallenden Schweden 1632 in die Annalen der Zerstörung von Deutz ein.

Doch auch Katastrophen wie der Brand von 1257, innerer Zwist im Konvent etwa unter Abt Alexander I. von Lülsdorf (1318–1345) und ein – im 14./15. Jahr-

[92] Zum (berechtigten) Anspruch der Abtei auf das gesamte Kastell wie zu Ruperts Brandschrift zuletzt treffend Gechter, Kastell (wie Anm. 86), S. 385–390. Die Brandschrift des Rupert von Deutz wurde inzwischen teilweise übersetzt: Wilhelm Becker, Der Brand von Deutz im Jahre 1128. Auszüge aus dem Buche *De incendio* des Abtes Rupertus von Deutz, in: Rechtsrhein. Köln 6 (1980), S. 121–139.

hundert vielerorts zu beobachtender – Niedergang monastischer Disziplin zeitigten negative Auswirkungen, die bedeutendere Äbte wie Johannes II. oder Wilhelm Loner von Breitscheid im Spätmittelalter, wie Heinrich Horst, Nikolaus von Vreden oder Heinrich Geysen im 16./17. Jahrhundert nicht mehr auszugleichen vermochten. Zwar entstand unter Abt Johannes Hasert um 1660 nochmals ein nachgotisch-barocker Kirchbau in der Tradition von St. Maria Himmelfahrt, der sich – im äußeren Erscheinungsbild 1976/77 wiederhergestellt – bis heute dem Betrachter darbietet, zwar wurde noch 1776 ein völlig neues Abteigebäude errichtet, allein seine frühere geistig-geistliche und wirtschaftliche Potenz hatte das Kloster verloren[93]. Nicht erst das benachbarte Lufthansa-Hochhaus unserer Tage wirft lange Schatten.

VII. Heiliger der Kölner Kirche

Schatten in Gestalt dieser wechselvollen Schicksale des Konvents fielen auch auf das Nachleben Heriberts, der nach seinem Tod am 16. März 1021, wie von ihm verfügt, in der Kirche des Klosters bestattet wurde[94]. Daß die Diskontinuitäten und Brüche in der Deutzer Geschichte seiner Verehrung nicht gerade zuträglich waren, mag ein (dabei noch für gewisse Kontinuität stehendes) Beispiel illustrieren: An seinem Todestag zogen über Jahrhunderte die Insassen der Kölner Klöster und Stifte nach Deutz, fielen an der Universität Lehrveranstaltungen aus, bis die Zerstörung von 1583 der *Statio Herebertina* ein Ende setzte[94a]. Zudem dürfte die von Kaiser Heinrich II. bewirkte Reduktion des Reichsbischofs auf den Status eines Ortsbischofs mit beigetragen haben, daß Heribert – weniger bekannt – letztlich nur ein Heiliger der Kölner Kirche blieb.

Lantbert und Rupert berichten ausführlich über sein Sterben; der Tod eines Heiligen wird von ihnen stilisiert, und doch mag man in und hinter den Formen die Angst und Hoffnung der damaligen Menschen erahnen: Im Wissen um sein

---

[93] Zur Geschichte der Abtei von den Anfängen bis zur Säkularisation im Überblick Josef Milz, Deutz, in: Die Benediktinerklöster in Nordrhein-Westfalen (Germania Benedictina 8), St. Ottilien 1980, S. 293–313, und unter dem Aspekt des Kastells Gechter, Kastell (wie Anm. 86), S. 383 – 399. Zu ihrer Frühgeschichte auch Dieter Lück, Klostergründungen im bergischen Raum bis 1185 (1187), in: ZBergGV 92 (1986), S. 3–6. Hinzuweisen bleibt auch auf die zur Veröffentlichung anstehende Arbeit von Sinderhauf über die Geschichte der Abtei Deutz im Spiegel des *Codex Theoderici* (wie Anm. 12). Eine neuere (ungenügende) Ortsgeschichte schrieb Herbert Kruppa, Ein Kölner Vorort mit großer Geschichte: Deutz, Köln 1978; im kurzen Überblick zuletzt Georg Mölich, in: Stefan Pohl/G.M., Das rechtsrheinische Köln . . ., Köln 1994, S. 94–111, 235. Unter wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Aspekten behandelte Deutzer Geschichte vom 13. bis 18. Jahrhundert Wolfgang Herborn, Zunftwesen und Handwerk im Schatten einer Großstadt: Das Beispiel Deutz, in: RhVjbll 45 (1981), S. 135–182.

[94] Ernst Gierlich, Die Grabstätten der rheinischen Bischöfe vor 1200 (QMRKG 65), Mainz 1990, S. 277 ff.

[94a] Andreas Odenthal, Der Kölner Dom als Herz der Kölner Kirchenfamilie im Mittelalter, in: Kölner Domblatt 60 (1995), S. 120.

nahendes Ende ließ Heribert sich in seine Kathedrale vor ein Kruzifix tragen, d.h. an den Kreuzaltar in der Kirchenmitte, den Ort des Allerheiligsten. Hierin spiegelt sich die allgemein gesteigerte und eschatologisch getönte Kreuzverehrung um die Jahrtausendwende. Mit auffälliger Intensität wandte man sich dem Gekreuzigten zu, denn Weltende, Wiederkehr Christi und Weltgericht schienen nahe[95]. Endlichkeit und Heilszuversicht zugleich repräsentierte der Gottmensch am Kreuz für die Gläubigen. (Bei jenem Kruzifix in der Kathedrale wird es sich im übrigen wohl um das „echte", heute verlorene Gerokreuz gehandelt haben, dessen Platz *in media ecclesia* Thietmar von Merseburg angibt, wie er in seiner Chronik auch berichtet, der Stifter habe das gesprungene Haupt des Corpus mit einem Splitter des heiligen Kreuzes und einer Hostie wunderbar verschlossen. Davon dürfte aber – was Binding dargetan hat – ein zweites, erhaltenes Großkreuz zu unterscheiden sein, das wahrscheinlich Everger in Auftrag gab und heute irrtümlich als Gerokreuz bezeichnet wird[96].)

Von den ersten Tagen nach der Beisetzung an ereigneten sich fortgesetzt Wunder am Grab Heriberts, der schon zu Lebzeiten im Ruf des Wundertäters gestanden hatte: Der den Lebensbeschreibungen von Benedikt und Scholastika entlehnten Schilderung des Regenwunders bei Lantbert mag eine wirkliche Begebenheit zugrunde liegen – nach von Heribert angeordneten Fürbitten und Prozessionen setzte wohl tatsächlich Regen ein -, weil bereits auf Befehl Pilgrims, also kurz nach Heriberts Tod und lange vor Niederschrift der Vita, bei neuerlicher Dürre sogleich ein Bittgang nach Deutz stattfand. Mit der gemeinschaftsstiftenden Prozession als Sühneakt, mit dem magischen Berührungskontakt am Grab, der die pneumatische Kraft des Wundertäters vermitteln sollte, bemächtigte sich die Volksfrömmigkeit des toten Erzbischofs[97], wovon alsbald auch die *Miracula* ein eindrucksvoll-schauerliches Bild vermitteln. Zwar mag die Addition einander ähnelnder Wunder – vornehmlich spontaner Heilungen von Blinden, Lahmen und Besessenen – den heutigen, an Abstumpfung durch Wiederholung gewohnten Leser bald langweilen, zwar gab schon deren Verfasser Lantbert seinem Unwillen über die ihm aufoktroyierte Abfassung eines monotonen Werbeprospekts überdeutlich Ausdruck, allein welches Leid und Elend stehen dahinter. Wenig hatte der damalige Mensch elementaren Gefahren und Nöten wie Mißernten, schwerer Krankheit und deren Folgen entgegenzusetzen – außer dem Glauben an ein glückseliges Dasein im Jenseits und dem Warten auf Wunder im Diesseits. Oft wird ihn wider besseres Wissen nur schwaches letztes Hoffen auf den Weg nach Deutz getrieben haben, das dann aber von der erregten und erregenden Atmosphäre an der Grabesstätte neu entfacht wurde. Dorthin kamen,

---

[95] Fried, Endzeiterwartung (wie Anm. 22), S. 458.

[96] Vgl. oben Anm. 73.

[97] Fried, Weg (wie Anm. 4), S. 806 (zum Regenwunder). Eine vorzügliche Darstellung des christlichen Reliquienkults liefert jetzt Arnold Angenendt, Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart, München 1994, bes. S. 123–143, 167–179.

wie Lantbert angibt, viele Pilger aus Köln und dem Umland, jedoch auch aus Trier und den Ardennen, aus Mainz, Worms und Sachsen. Aus der Nachbarschaft zum vielbesuchten kirchen- und heiligenreichen Wallfahrtszentrum Köln sicher Nutzen ziehend, muß Deutz innerhalb weniger Jahre einen festen Platz auf der Karte der Pilger- und Wunderstätten der Zeit eingenommen haben, denn als König Knut der Große 1026 auf dem Weg nach Rom die berühmtesten Heiligtümer in Lothringen, Burgund und Frankreich aufsuchte, machte er auch dort Station.

Heribert wurde also gleich nach seinem Tod spontan als Heiliger verehrt; dies war eine *canonizatio per viam cultus*[98], die Pilgrim als der Abtei im übrigen sehr wohlgesonnener Ortsbischof sanktioniert haben muß, da er selbst 1032 in einer Urkunde Heribert als *sanctus* bezeichnete. Weitere Zeugnisse bis in den Lütticher Raum hinein belegen ebenfalls den Kult, und mit Lantberts Niederschrift des Lebens und der Wunder des heiligen Heribert war ein erster Höhepunkt erreicht. Doch der in der zweiten Jahrhunderthälfte einsetzende Verfall monastischer Disziplin und guten Wirtschaftens, der Zugriff von Erzbischof und Vogt auf Deutz, dessen sich auch Kaiser Heinrich V. 1114 zu bemächtigen suchte, blieben sicherlich nicht ohne Folgen für die Verehrung am Ort.

Erst mit der Einführung der Siegburger Reform unter Abt Markward (1111?–1120) und vor allem dank der Tätigkeit des Abtes Rupert (1121–1129) wurden die spirituell-geistlichen Voraussetzungen für eine grundlegende Erneuerung geschaffen, die nach letztem Rückfall zur Zeit des indolenten und 1146 abgesetzten Abtes Rudolf III. unter dessen Nachfolgern Gerlach (1146–1159) und Hartpern (bel. 1161–1169) dann auch zu entsprechendem wirtschaftlichem Wiederaufstieg führte. Mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln suchten sie die ökonomischen Grundlagen zu befestigen und zu stärken. Von den Verunechtungen der Fundationsurkunden Heriberts wie dem *Codex Theoderici* als einer ersten Summe des Erreichten war bereits die Rede; die plumpe Fälschung einer Kanonisationsbulle Heriberts, die einen Papst Gregor – gemeint ist zweifellos Gregor VII. – als Aussteller nennt, bleibt hier noch zu erwähnen[99]. Denn sie gehört zum zentralen Punkt innerhalb des umfassenden Restitutionsprogramms: der Wiederbelebung des Ruf und Einnahmen förderlichen Heribertskults. Zeitlich fiel dies mit der zunehmenden Fixierung der Kanonisation als päpstlicher Exklusive zusammen. Nur die römische Heiligsprechung machte fortan die Verehrung eines Heiligen für die Gesamtkirche verbindlich, ließ das Kultzentrum aber auch neue und größere Pilgerscharen erwarten. Erweiterungen der Klosterkirche deu-

---

[98] Josef Leinweber, Das kirchliche Heiligsprechungsverfahren bis zum Jahre 1234 . . ., in: St. Elisabeth. Fürstin-Dienerin-Heilige, Sigmaringen 1991, S. 128–136; Weilandt, Geistliche (wie Anm. 53), S. 152; Angenendt, Heilige (wie Anm. 97), S. 179–182. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang auch die Dichtungen auf den Heiligen, insbesondere die Heribert-Sequenz in der Cambridger Liedersammlung. Dazu Peter Christian Jacobsen, Lateinische Dichtung in Köln im 10. und 11. Jahrhundert, in: Theophanu (wie Anm. 3: Müller), S. 183 ff.

[99] Vgl. Anm. 2.

ten darauf hin, daß diese (fälschende) Rechnung der Deutzer offensichtlich aufging; man betrieb heiliges Marketing, das sich übrigens auch auf das Ausgraben von Reliquien auf dem *ager Ursulanus* samt Erstellung von Echtheitszertifikaten erstreckte. In solchem Zusammenhang stehen weitere flankierende Maßnahmen, von denen bereits kurz die Rede war: die Erhebung der Gebeine Heriberts durch Erzbischof Arnold I. 1147, die (Wieder-)Gründung einer Heribertsbruderschaft 1151, das Herausstellen Heriberts als des Hauptpatrons der Abtei sowie – Höhepunkt und Abschluß der Bemühungen – der Auftrag zur Fertigung des Heribertsschreins, eines von zwei Meistern um 1160/70 geschaffenen Spitzenwerks rhenomosaner Goldschmiedekunst, dessen Finanzierung die verbesserte wirtschaftliche Lage und steigende Einnahmen aus dem Wallfahrtswesen wohl überhaupt erst ermöglicht hatten. Im Gegensatz zu dieser vor allem von Hermann Schnitzler vertretenen Zuordnung gelangte nach eingehender Untersuchung des Schreins (im Rahmen von Sicherungs- und Konservierungsmaßnahmen in den Jahren 1989 bis 1993) nunmehr Martin Seidler zur Annahme einer sich über drei Plan- und Ausführungsphasen vom Abbatiat Ruperts bis um 1175 erstreckenden Entstehungsgeschichte[100].

Bei der Elevation oder anläßlich der Umbettung in den Schrein wurden die Gebeine mit einem linnenen Altartuch und einem spanischen Seidengewebe geschmückt bzw. umhüllt, wahrscheinlich um einen anderen Stoff zu schonen, den man aber bis 1920 ebenfalls im Schrein beließ. Bei diesem ausnehmend schönen und kostbaren Seidengewebe, das laut Inschrift nach 976 in der byzantinischen Hofmanufaktur hergestellt wurde und Löwenpaare in gegenständiger Anordnung zeigt, könnte es sich um ein Geschenk Ottos III. an Heribert handeln, das der Kaiser wiederum von Theophanu erhalten haben mag (Köln, Erzbischöfl. Diözesan-Museum). Es sei an dieser Stelle kurz auf weitere mit Heribert im Zusammenhang stehende Reliquien hingewiesen: Wegen seiner Deutzer Provenienz wird dem Heiligen oft das in England um 1020 gefertigte tauförmige Oberteil eines Bischofsstabs aus Walroßzahn mit christologischem Bildzyklus und in Löwenköpfen auslaufenden Enden zugeschrieben, (Köln, Domschatzkammer). Doch ist dies ebensowenig gesichert wie die Zuschreibung eines liturgischen Elfenbeinkamms, der nach Anlegen des Meßgewands zum Ordnen der Haare benutzt wurde und zugleich die Ordnung der Gedanken vor der Meßfeier versinnbildlicht, aber auch bei der Königskrönung verwendet wurde. Denn es läßt sich

---

[100] Martin Seidler, Studien zum Reliquienschrein des hl. Heribert in Deutz (Stadt Köln). Rekonstruktion seiner Entstehung, Diss. Bonn 1991 (der Verf. überließ mir freundlicherweise ein Korrekturexemplar der kurz vor Erscheinen stehenden Arbeit). Solch frühe, die Bedeutung von Ruperts Vorsteherschaft spiegelnde Datierung der Anfänge erlaubt die dendrochronologische Untersuchung von Holzkern und Innenschrein; in seinem Artikel: St. Heribert, in: Colonia Romanica 10 (1995), S. 177–182, sah Seidler dagegen eher die Elevation von 1147 als Ausgangspunkt der Entstehung an. Ein früherer, diese neue These noch nicht enthaltender Beitrag Seidlers erschien in: Ornamenta Ecclesiae (wie Anm. 68: Schmitz), S. 314–323, und wurde für einen weiteren Ausstellungskatalog übernommen: Der Reliquienschatz von St. Heribert in Köln-Deutz, Köln 1985, S. 9–19.

nicht belegen, daß dieses heute im Kölner Schnütgen-Museum ausgestellte Meisterwerk der Metzer Schule des späteren 9. Jahrhunderts mit seinen durchbrochenen Rosetten und feinem Akanthuswerk, mit der Kreuzigung auf der Vorder- und Floralmustern auf der Rückseite tatsächlich, wie bisweilen vermutet, ein Geschenk Ottos III. oder des Bischofs Adalbero II. von Metz an Heribert war. Zwei weitere Berührungs- oder Sekundärreliquien – eine Glockenkasel und ein Ziborium mit der angeblichen Trinkschale des Heiligen – befinden sich heute im Kirchenschatz von [Neu-]St. Heribert in Köln-Deutz[101].

Der Schrein markiert nicht nur den Höhepunkt der Heribertsverehrung im 12. Jahrhundert, sondern deren Höhepunkt überhaupt. Denn das unter den Äbten Rupert, Gerlach und Hartpern Erreichte wurde bald schon und auf Dauer von den fortan allenthalben im Reich immer bestimmenderen Kräften, den Territorialherren und Städten, beeinträchtigt, bedroht und zunichte gemacht. Hier waren es – wie gesagt – ihrer gleich drei, die Grafen von Berg, das Erzstift und die Stadt Köln, die auf Deutz ihr starkes und zerstörerisches Interesse konzentrierten, was sich samt den erwähnten inneren Krisenmomenten natürlich entsprechend negativ auf die Heribertsverehrung in Spätmittelalter und früher Neuzeit auswirkte. Das Kloster entfaltete fast nurmehr lokale und regionale Wirkkraft, und so war Heribert am Ende ein lediglich in Deutz, Köln und in der Kölner Kirche angerufener Heiliger. Ausstrahlungen in Nachbardiözesen blieben vereinzelt und finden im wichtigsten Fall, dem Bistum Lüttich, ihre Erklärung in personellen Verbindungen, wie sie etwa über Lantbert und Rupert liefen.

Liturgische Quellen vom Missale bis zum Festkalender bestätigen diese Feststellungen ebenso, wie es die Verbreitung von Heribertsreliquien und -patrozinien tut. Begegnen solche einmal an entfernteren Orten, so verfügte die Deutzer Abtei dort in der Regel über Besitz oder Rechte. Zwei dieser Patrozinien verdienen besonderes Interesse: Seit dem 14. Jahrhundert ist Heribert als Schutzheiliger der Kirche in dem von Deutzer Streubesitz umgebenen Kreuzau (bei Düren) belegt. Dort soll sich zudem das Grab seiner – nach Lantberts und Ruperts Angabe aus dem Alemannischen stammenden – Mutter Tietwidis befinden, wovon aber erst im 17. Jahrhundert Aegidius Gelenius berichtet, der sich dabei obendrein mit erkennbarer Skepsis auf mündliche Traditionen bezieht. Des Rätsels Lösung liefert vielleicht der erste namentlich bekannte Burgherr von Kreuzau, Wilhelm

---

[101] Zu diesen Reliquien Bernward (wie Anm. 21: Oexle), Bd. 2, Katalognummern II–19, IV–58; Ornamenta Ecclesiae (wie Anm. 68: Schmitz), Bd. 1, S. 448; Bd. 2, S. 324–330, 332; Reliquienschatz (wie Anm. 100: Seidler), S. 19–25 (Übernahme aus „Ornamenta Ecclesiae"); Seidler, St. Heribert (wie Anm. 100), S. 183 – 186. – Zum Seidengewebe kurz auch Leonie von Wilckens, Byzantinische Seidenweberei in der Zeit vom späten 8. bis zum 12. Jahrhundert, in: Kunst im Zeitalter der Kaiserin Theophanu. Akten des Internat. Kolloquiums veranstaltet vom Schnütgen-Museum Köln (13.–15.VI.1991), hrsg. v. Anton von Euw/Peter Schreiner, Köln 1993, S. 80. Zum „Heribertskamm" zuletzt Ulrich Bock, Mittelalterliche Antikaglien, in: Johann Peter Weyer, Kölner Alterthümer. Kommentarbd., hrsg. v. Werner Schäfke, Köln 1994, S. 309 f.; Gottfried Stracke, St. Aposteln, in: Colonia Romanica 10 (1995), S. 71.

Munt von Ouwe, der 1223 mit Groß St. Martin um einen Neubruchzehnten in Pingsheim stritt. Setzte er gegen Heribert, den Wohltäter der stadtkölnischen Abtei, einen Kreuzauer Burgherrn Heribert (denn als solcher begegnet der Erzbischof in der dubiosen Überlieferung), mithin den Sproß einer dort ansässigen Familie? – In Köln selbst nahm das seit Mitte des 12. Jahrhunderts am Andreasstift belegte Hospital nach einer Altarstiftung mit Heribertsreliquien 1362/64 allmählich den Namen des Wohltäters der Notleidenden an, der sich seit dem 17. Jahrhundert als alleiniger Schutzpatron durchsetzte[102]. Dieses Patronat über die bis 1803 bestehende Einrichtung mag man als unbeabsichtigte, so doch treffende Würdigung der sozial-karitativen Verdienste des Heiligen ansehen.

Daß St. Andreas-St. Heribert ein Hospital *vur arme alde lude* war, belegt die Koelhoffsche Chronik für das Jahr 1499. Deren bekanntes Titelblatt wiederum ziert in der Mitte das Vollwappen der Stadt und darüber die Halbfigur des hl. Petrus, beide umgeben von sieben heiligen Kölner Bischöfen, darunter Heribert. Und als die Stadt (mit)schützender Heiliger „in der dritten Reihe" – hinter Petrus sowie den Heiligen Drei Königen, St. Gereon und St. Ursula – begegnet Heribert im Verein mit seinen Amtsbrüdern auf zahlreichen Darstellungen durch die Jahrhunderte; so hat er schließlich auch innerhalb des 1995 abgeschlossenen Figurenprogramms als Statue auf dem letzten Obergeschoß des Kölner Rathausturms, am „Kölner Himmel"[103], seinen Platz gefunden.

Weit entrückt ist er den Kölnern, dabei ist er ihnen – und den Kreuzauern – noch am ehesten verbunden. Besonders gilt das für Deutz, wo nach der Säkularisation die Abteikirche auf erzbischöfliche Anordnung seit 1828 in aller Form als Pfarrkirche St. Heribert genutzt wurde. (Der alte Gemeindebau St. Urban hatte 1784 durch den Eisgang des Rheins so schweren Schaden genommen, daß darin kein Gottesdienst mehr gefeiert werden konnte.) Doch das schnelle Wachstum von Deutz als Industrie- und Militärstandort machte Ende des 19. Jahrhunderts einen Neubau immer notwendiger. Dieser wurde 1892–1896 auf dem Grund eines ehemaligen Templer- und Johanniterhofs dank des Vermächtnisses der damaligen Besitzerin Mechthildis Neuhoff („Tempelmadam") im neoromanischen Stil als „Deutzer Dom" errichtet[104].

Hier in [Neu-]St. Heribert, hat der Schrein nunmehr seinen Platz gefunden. Wenn er ihn heute für Ausstellungen wie „Rhein und Maas" (1972) oder „Orna-

---

[102] Frank Günter Zehnder, Katalog der Altkölner Malerei (Kataloge des Wallraf-Richartz-Museums 11), Köln 1990, S. 22 f.

[103] Toni Diederich, Stadtpatrone an Rhein und Mosel, in: RhVjbll 58 (1994), S. 66 f., 69, 73 – Zur Heribertsstatue: neues rheinland XXXIII/4 (1990), S. 8 ff.

[104] Helmut Fußbroich, Die Pfarrkirche St. Heribert in Köln-Deutz (Rhein. Kunststätten 270), Neuss 1982; ders., Zur Pfarrkirche St. Heribert in Köln-Deutz ..., in: JbKGV 54 (1983), S. 237–267.

menta Ecclesiae" (1985) verläßt, findet er als Haupt- und Meisterwerk rhenomosaner Goldschmiedekunst der Zeit vor Nikolaus von Verdun Bewunderung, erregt er wie 1980 und 1985 ob seiner ungewöhnlich wohlerhaltenen Pracht Aufsehen bei den großen Schreinsprozessionen durch die Stadt. Allein der umgekehrte Weg scheint vergessen, die Zeit des Pilgerns und Wallfahrens hin zum Schrein nach Deutz ist vorbei. Daß in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg den Bemühungen des Erzbischöflichen Rats und Deutzer Pfarrers Walter Kasper, die Heribertsverehrung neu zu beleben, noch ein gewisser Erfolg beschieden war, mag man ebenso vor dem Hintergrund des Zeitgeistes sehen wie die heutige Tendenz zum Abdrängen, ja Verschwinden des Kults ungeachtet einiger Versuche der Wiederbelebung („Kämmchensandacht"). 1971 wurde zudem im Benehmen zwischen dem Kölner Generalvikariat und der Deutzer Pfarrei der über fast ein Jahrtausend angestammte Festtag des 16. März zugunsten des 30. August, des Tages der Erhebung von Heriberts Gebeinen im Jahre 1147, aufgegeben[105]. Dieser Entscheid, den man mit Blick auf die Intention des römischen Generalkalenders traf, die Fastenzeit von Heiligenfesten freizuhalten, dürfte sich – so logisch und verständlich er erscheinen mag – wohl kaum traditionsfestigend in zunehmend traditionsloser Zeit auswirken; ausschlaggebend für die hier skizzierte generelle Entwicklung war er indes wohl kaum.

Der Weg führte von Deutz nach Deutz – zu durchmessen aber war eine Welt an der Wende vom ersten zum zweiten Jahrtausend; ein Weg, der von Worms und Gorze über den kaiserlichen Hof und Italien bis in die Kirche von Köln wies. Daß Heribert in vielen Bereichen und an vielen Orten von Bedeutung war, daß er Spuren in der Geschichte hinterlassen hat, steht außer Frage. Viele Bereiche und Orte, viele Themen also wurden berührt, doch ergibt sich am Ende ein abgerundetes Ganzes? Sicher, der um resümierende Würdigung bemühte Historiker könnte abschließend Heribert als den Typus des Reichspolitikers im Bischofsornat darstellen, für den sich, wenige Jahrzehnte vor dem Investiturstreit, noch Geistliches und Weltliches zu bruchloser Einheit fügten. Aber fassen wir mit dem Typus auch den Menschen? Ein Biograph wird einerseits stets bemüht sein, die Individualität der von ihm beschriebenen Persönlichkeit zu begreifen, aus ihrem Denken, Fühlen, Handeln und Leiden die Summe eines unverwechselbaren Menschseins zu ziehen und deren Wirkung auf Zeit und Welt nachzugehen; andererseits will er jene Traditionen, Einflüsse und Kräfte aufzeigen, die das Individuum formten und prägten. Gelingt dies, dann tritt das Profil einer Persönlichkeit hervor und zugleich die Signatur ihrer Zeit und Welt, dann rundet beides sich am Ende zu einem Ganzen, selbst oder gerade wenn die beiden einander wechselseitig bedingenden Faktoren in Spannung und Widerspruch stehen. Von alledem kann hier keine Rede sein. Die Eigenart der verfügbaren Quellen verurteilt jeden Versuch allseitiger Erfassung eines Individuums von vornherein zum Scheitern, und zudem sind ihrer so wenige, daß sie sich auch nicht zum Bild ei-

[105] Jakob Torsy, Die Eigenfeiern des Erzbistums Köln/Der Bistumskalender, in: Almanach für das Erzbistum Köln 2 (1982), S. 131, 134.

ner Zeit und Welt verdichten lassen. Im Bereich des Frühmittelalters kann man bestenfalls biographische Annäherungen unternehmen, stets im Wissen um die bleibende Ferne und Distanz. Dennoch werden sie immer wieder gewagt und keineswegs nur bei Kaisern, Königen und Päpsten[106]. Die Quellenlage erfordert dann aber in besonders hohem Maß Kombination, Spekulation und interpretatorischen Scharfsinn, mutigen Gang über wenig oder überhaupt nicht abgesichertes Gelände, um am Ende – über den engen Kreis der Fachhistorie hinaus – einem einfachen und legitimen Verlangen möglichst seriös zu entsprechen: dem Interesse der Menschen zu allen Zeiten an Menschen aus allen Zeiten. Darum aber wird die Biographie, wird der biographische Versuch bei aller Notwendigkeit von Strukturgeschichte stets einen zentralen Platz in der historischen Literatur behaupten. Denn das Leitmotiv für jegliche Beschäftigung mit Geschichte ist und bleibt jene kurze, einfache und so schwer zu beantwortende Frage, die Lucien Febvre – dieser Pionier strukturgeschichtlichen Arbeitens sei am Ende nochmals zitiert – gestellt hat: „Et l'homme dans tout cela?"

---

[106] Vgl. etwa die kurze, aber eindringliche Skizze über Bernward von Hildesheim von Rudolf Schieffer, Ein Bischof vor tausend Jahren, in: GWU 44 (1993), S. 786–793. Für die Reihe „Persönlichkeit und Geschichte" bereitet Enno Bünz ein Lebensbild des Bischofs vor; der Autor war wesentlich mit der Hildesheimer Ausstellung des Jahres 1993 „Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen" (vgl. Anm. 21) befaßt gewesen. Zu den hier angesprochenen grundsätzlichen Schwierigkeiten s. auch – im Rahmen der Psychohistorie und m. E. nicht immer befriedigend – Erhard Wiersing, Überlegungen zum Problem mittelalterlicher Personalität, in: Biographie als Geschichte, hrsg. v. Hedwig Röckelein, Tübingen 1993, S. 184–218.